Bor.
176
fg

or. 176 ~~fg~~

<36616880020018

<36616880020018

Bayer. Staatsbibliothek

Bor.
76.Fg

Berlins

Licht- und Schattenseiten.

Von

Adolph von Schaden.

Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden auf keinen Fall vom Verleger zurückgenommen.

Bor. 176 fg

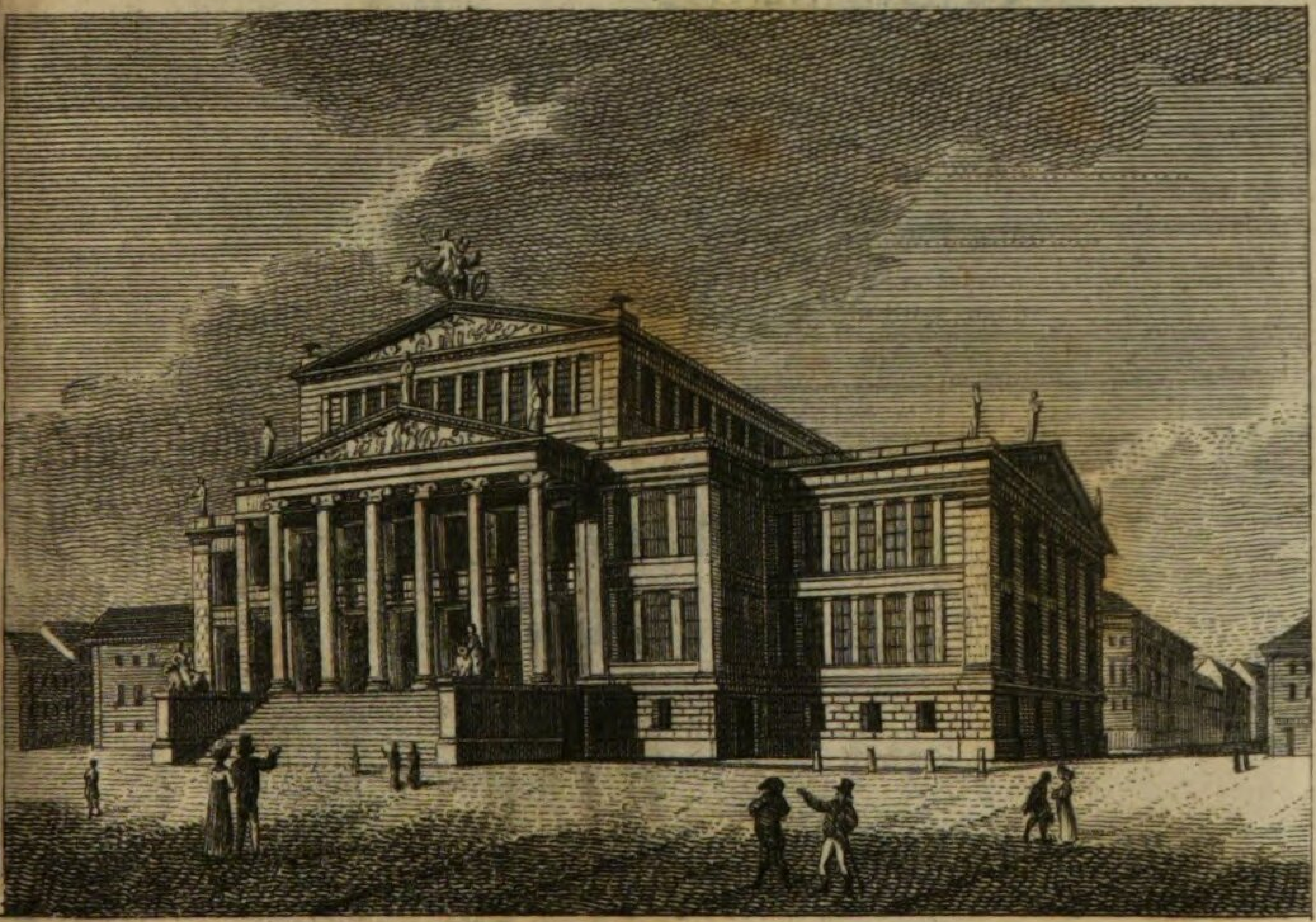
Schaden

Bor. 170

Berlins Licht- und Schattenseiten.

Nach einem mehrjährigen Aufenthalte an Ort und Stelle skizzirt durch

ADOLPH von SCHADEN.



Prüft den Geschmack, und sagt dann offenherzig an
Ob man ihn griechisch, römisch, gothisch nennen kann?

Dessau,
im Verlag bei C. Schlieder.
1822.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

Berlins
Licht- und Schattenseiten.

Nach
einem mehrjährigen Aufenthalt an Ort
und Stelle skizzirt
durch

Adolph von Schaden.

Pessimum inimicorum genus, laudantes.
Tacitus.

Erstes Vorwort.

Mehrere Jahre lag ein Manuskript, welches nach und nach über Berlin aus meiner Feder geflossen und ungemein weitläuftig geworden war, ruhig, ohne daß ich daran gedacht hätte, dasselbe der Presse zu überliefern.

Endlich unterwarf ich meine Arbeit einer strengen Prüfung und fand, daß ich häufig, von Leidenschaft und heißem Blut hingerissen, ungemein vorlaut und einseitig geurtheilt hatte. Sorgfältig suchte ich nun alle Personalitäten und andere Aufsätze zu vernichten, welche bedeutsamen Anstößen hätten unterworfen bleiben kön-

nen; durch dieses Verfahren gestaltete sich mein dickes Werk zu einer Broschüre, von der ich aber hoffen darf, daß sie vom gesammten deutschen Publikum nicht ohne Interesse aufgenommen werden dürfte.

Durch dieses freimüthige Bekenntniß kann ich in den Augen des vernünftigen Lesers nicht verlieren; ich war ein wilder, leider oft ein nur zu leidenschaftlicher Jüngling — nun hebe ich an ein gesetzter Mann zu werden; trägt dieses Werklein vielleicht noch zuweilen Spuren jener frühern Epoche an sich, so wird der Menschenkenner gern entschuldigen.

Der Verfasser.

Zweites Vorwort.

Meine selige Großmutter, dieselbe, an welche sich in diesem Werkchen ein Paar Briefe abgedruckt befinden, pflegte mir in meiner zartesten Jugend oft zu sagen:

„Junge! aus dir wird auf Erden,
Nimmermehr viel werden.“

Einigermaßen, gute Großmutter! hast du denn wohl Recht gehabt; keinen Kommandostab werde ich nicht erreichen, in keinem Staats- oder noch viel weniger je in einem Hofdienste glänzen; allein siehst du, mein Bewußtsein sagt es mir, daß ich dennoch etwas geworden, was Wenige nur sind.

Ich bin ein freimüthiger, Wahrheitsliebender, furchtloser Mann; ich achte und verehre

gerechte Fürsten hoch, allein ihr Knecht mag ich nicht heißen, und um meine Freiheit und Selbstständigkeit zu behaupten, erscheint mir kein Opfer zu schwer.

Ich habe in Berlin edle, weise, große Menschen und manches Vortreffliche kennen lernen, allein zeigt dieses Panorama dennoch mehr Schatten- als Lichtseiten, so trägt die allgemeine Unvollkommenheit des Menschenthums allein Schuld; der unparteiische, scharfe Beobachter wird allenthalben mehr Thorheiten als Vorzüge entdecken, dieses liegt in der Natur der Dinge und darum nahm schon Juvenal Rom und die Römer hart genug mit.

Bruchstücke dieses Werkes ließ ich in Berlin mehrere sinnige und vertraute Kunstfreunde lesen; ihr Urtheil lautete sich gleich. Sie sprachen: „Alles, was Sie schrieben, ist trockene, dürre Wahrheit, kein Staat, keine einzelne Person, nicht Religion und Sittlichkeit sind beleidigt, daher selbst der strengste Censor sein Imprimatur nicht füglich wird verweigern können; allein mißlich bleibt es dennoch, solche

Wahrheiten drucken und gar seinen eigentlichen Namen vorsetzen zu lassen. Sie werden es bereuen, denn indem Sie in Wespennestern stochern, werden Sie durch die giftigsten, durch die hämischsten Stiche dieses Ungeziefers verfolgt werden."

Hm — ich kenne keine Bedingung, unter welcher ich mich nicht getraute, Wahrheit zu schreiben, allein ein Werk sothaner Art, erscheint es anonym, verliert jeden Werth, weil es den Charakter eines aus Bosheit oder übelwollenden Absichten entworfenen Pasquilles annimmt; alle Thatsachen, welche ich aufführe, getraue ich vor ganz Deutschland und vor jedem Gerichtshofe zu vertreten, auch nöthigen Falls die lautern Quellen, aus denen ich schöpfte, nachzuweisen.

Mischte sich zuweilen unter Ernstes ein muntrer Scherz, so wird der Sinnige ihn wohl auch verstehen; meine Ansichten sind — Ansichten und wer die seinigen alle für die besten und für unumstößlich hält, muß entweder ein Engel oder ein Narr sein.

Was nun die Wespen betrifft, so fürchte ich sie nicht und bekanntlich ziehen sie vor, nur an bessern Früchten zu nagen; ich weiß es, mancher Unglimpf wird mich treffen, doch — der ehrliche, der klügere Mann wird mein Werk zu würdigen wissen und der Zorn erboßter Journalisten hat mir stets großen Spaß gemacht; jener Weise des Alterthums hatte Recht: „Canis timidus plus latrat, quam mordet."

Wer mit Bewußtsein Wahrheit sprach, behält seine offene Stirn bei und mit dieser Stirn gedenke ich in der Folge unter Berlins Linden spazieren zu gehen, wenn diese Bogen längst sich in den Händen des ganzen deutschen Publikums befinden.

Ansicht der Hauptstadt aus der Postchaise.

Steinhaufen bezeichnen Spaniens Grenze, afrikanische Sandwüsten jene der Mark Brandenburg.

Der Südländer dankt seinem Schöpfer, hat er erst das moderne Memphis — Potsdam pflege ich also zu nennen — erreicht. Nachdem Teutoniens glücklicherer Bewohner sich Tagelang durch den tiefen Sand durchgearbeitet, so findet er endlich von hier nach Berlin wieder eine befahrbare, ordentliche Heerstraße, wie er sie in der Heimath von Kindesbeinen an gewohnt ist.

Als der Wagen aus dem Thore rollte, fragte ich: „Schwager! wie lange fahren wir, bis wir Berlin erreichen?" — Der Postillon erwiederte: „Kaum dritthalb Stunden."

Ein ziemlich langes und schönes Dorf — Alt- und Neu-Schöneberg — hatten wir

hinter uns, da zog ich meine Uhr. Mehr denn zwei Stunden hatte ich im Wagen gesessen, ich fragte voll Erstaunen wieder: „Mein Gott! werden wir hier in der großen Ebene denn nicht bald die Hauptstadt erblicken?“

Lieber Himmel, entgegnete der Schwager lachend, Berlin liegt uns ja dicht vor der Nase, belieben Sie doch nur zu sehen; der Mensch zeigte mit dem Peitschenstocke vor sich hin — und ich sah.

Manche große und berühmte Stadt Europens hatte ich besucht, doch so armselig war mir in der nächsten Nähe manche ganz kleine nicht erschienen.

Wir Südländer sind nun einmal an den imponirenden Anblick vieler Thürme gewöhnt, und deren hat Berlin überhaupt verhältnißmäßig zu seiner Größe wenige; heute aber waren diese wenige selbst in einen leichten Nebel gehüllt; einem weitläuftigen Dorfe, nicht Borussiens Hauptstadt, glaubte ich zu nahen.

In der Folge überzeugte ich mich, daß Berlin, von erhabenern Standpunkten anderer Himmelsgegenden erschaut, wie z. B. von der Anhöhe in der Hasenhaide, sich vortheilhafter

präsentirt und selbst im Süd fand ich später eine Stelle, von welcher aus mich die Großheit des Prospektes entzückte.

Die Stelle, welche ich meine, befindet sich längs der Mauer des botanischen Gartens vor der Kolonie: Neu-Schöneberg.

Majestätisch streben die Kuppeln der beiden Thürme auf dem Gensdarmenplatze hinter dunkeln Baumpartien und Gebüschen Himmelan; eine magische Illusion glaubt diese Thürme durch einen ungeheuern, durch einen herrlichen Pallast verbunden zu erblicken und ich mußte immer unwillkührlich an das alte Ilium und an die Burg des Priamos denken.

Oft führte ich meine Freunde auf diesen Standpunkt und es gelang mir, ihre Phantasie zu entzünden; sie sprachen dann wohl: Hundertmal sind wir hier gewandelt und nimmermehr fiel uns dieses auf.

So können wir an einem Mädchen, deren Anblick uns im ersten Augenblick zuwider war, in der Folge und wenn wir keine Andere sehen, noch Schönheiten entdecken.

Erster Brief in die Heimath.

Beste, allerliebste Großmutter!

Obwohl Du schon seit funfzehn Jahren im Grabe — aller Wahrscheinlichkeit längst in Staub und Asche verwandelt — ruhest, ich schreibe dennoch an Dich.

Profanen mag das Unternehmen immerhin lächerlich erscheinen, Eingeweihten dagegen sicher nicht, denn die letztern wissen recht gut, daß in der Regel Briefe, welche im Drucke erscheinen, ursprünglich keinen andern Weg als aus des Autors Studierstube in die Druckerei nehmen; die knarrende Presse und nicht grober Postoffizianten flüchtiger Stempel erwartet sie gewöhnlich.

Ich bin in Berlin angekommen; bange nicht für mich, Du Erzkatholische, daß ich in Mitte der Ketzer verführt werden möge, meines Her-

zens Glaube steht fest, was man aber nicht besitzt, vermag man nicht zu verlieren — verstehe mich recht, ich deute auf das nicht Farbe haltende Köhleramulet, welches die meisten Genossen aller Religionen — Türken so gut als Katholiken und Protestanten — gläubig um die langen Gänsehälse hängen.

Doch was schwatze ich hier! — auf dem Planeten, wo Du nun wandelst, durchschaut man sothane Wahrheiten ja reiner, als der kühnste Sterbliche zu ahnen vermag.

Das Sprichwort: „Andere Länder, andere Sitten!" hat doch in der That Recht. Gleich in der ersten halben Stunde meines Aufenthaltes machte ich hier einen großen Verstoß.

Ich war in einem glänzenden Gasthofe abgestiegen. Der Aufwärter, welcher mir mein Zimmer anwies, fragte: Befehlen Sie sonst noch etwas?" — Ich erwiederte: Mein Freund! mich hungert und dürstet, besorge Er mir vorerst kalte Küche und eine Bouteille Wein.

Der Kerl sah mich grimmig an und warf die Thür mit solcher Gewalt hinter sich zu, daß die

Fensterscheiben klirrten. Beinahe eine Stunde erwartete ich das Geforderte, Niemand erschien; ich zog einigemal vergebens die Klingel, und ging sofort nach der Gaststube. Der Wirth, dem ich meine Noth klagte, setzte den Aufwärter zur Rede und kehrte lächelnd mit der Antwort zurück: „Der Mensch fühlt sich höchlich beleidigt, weil Sie, mein Herr! ihn per Er traktirten."

„Aber mein Gott!" rief ich aus, „allerwärts ist dieses doch üblich." — Nicht bei uns, erwiederte der Wirth, hier wird Jedermann ohne Unterschied: Sie genannt und das: Er für gröbliche Beleidigung gehalten.

Des andern Tages producirte ich meinen Paß bei der Polizei. Ich sprach bei dieser Gelegenheit mit einem Polizeicommissaire — hier etwas pedantisch Kommissarius genannt — und gestehe, daß ich über dieses Beamten Ignoranz und geringe Bildung staunte. An der table d'hôte theilte ich mein Befremden über den Gegenstand einem gebildeten Berliner mit, neben welchem ich saß, doch der erwiederte: „Wie könnte man auch von solchem Manne feine Geistesbildung fordern? —

Jener Kommissarius, von dem Sie sprechen, ist ursprünglich Klempner *) gewesen."

Ich gestehe, die Nachricht kam mir unerwartet, denn in meiner Heimath werden mit Recht nur gebildete Männer, die regelmäßig ihre Studien vollendet haben, in sothane Posten eingesetzt.

Zwei seltsame kleine Erfahrungen habe ich also in Berlin während vierundzwanzig Stunden schon gemacht. Das Wörtlein: Er ist hier eine Verbalinjurie, und Professionisten können zu dem Posten eines Polizeikommissairs **) gelangen; nun der Anfang läßt erwarten, daß mir noch viel Seltsames begegnen dürfte und ich werde, theuerste Großmutter! nicht verfehlen, Dir zu seiner Zeit meine fernern Beobachtungen mitzutheilen.

---

*) In Süd-Deutschland werden diese Handwerker Spengler, an andern Orten auch Flaschner genannt.

**) Diese Zeilen wurden im Jahre 1816 niedergeschrieben und gar vieles hat in dieser Hinsicht sich seit jener Zeit geändert, jetzt geht man bei der Anstellung dieser Offizianten ungemein vorsichtiger zu Werke als dazumal.

Ueber den ersten Eindruck, den Berlin auf Fremde hervorzubringen pflegt.

Gewöhnlich pflegen Fremde in der Friedrichsstadt abzusteigen, wenigstens diejenigen, welche aus Süden herkommen.

Die schöne, edle Bauart dieser Stadt imponirt; alles hat dort einen Anstrich von Großheit. Wandelt man nun nach Cölln, nach dem eigentlichen Berlin und in die übrigen Städte und Vorstädte alle, so glaubt man sich in der That wieder in eine ganz andere Sphäre versetzt, und nicht in einem und demselben Orte zu weilen. Außer der Friedrichsstadt erscheint uns alles roher, gemeiner und geschmackloser; man bemerkt weniger Eleganz im Anzuge, seltener körperliche Schönheit, schlechtere Haltung, selbst unfeinere Sprache. Ich weiß es, die Berliner werden über diese Bemerkung lachen, doch sinnige Fremde pflichten sicher meiner Meinung bei.

Zweiter Brief in die Heimath.

Beste, allerliebste Großmutter!

Freilich habe ich Dir schon vor einigen Jahren Nachrichten über Berlin versprochen, und doch halte ich jetzt erst mein Wort, indeß gut Ding will Weile haben.

Warum ich so lange zögerte, mein Versprechen zu erfüllen? — Ich weiß es wohl, es giebt Leute, die, wenn sie nur einmal in ihrem Leben an einem Orte übernachteten, gleich frisch darauf los-schreiben, schreiben über Dinge, die sie verstehen und nicht verstehen, gesehen und nicht gesehen haben.

Um keinen Preis möchte ich in die Klasse jener Herren versetzt werden, darum wollte ich vorerst lange mit Gleichmuth und Bedacht beobachten, bevor ich die Feder ergriff; dafür aber, gute

Großmutter! wohnt mir nun auch die Ueberzeugung bei, daß ich von Berlin ein solch' treues und kühnes Gemälde entworfen habe, wie vor mir noch kein Anderer.

Erwarte keine topographische und analoge Notizen; dergleichen findest Du in Nikolais berühmtem alten Werke über Berlin und Potsdam, im Wegweiser durch diese Residenzstädte und in vielen andern Werken; zu kompiliren verschmäht mit Stolz, wer eigener Kraft sich bewußt ist.

Verlange ferner keine systematische Darstellungen, denn dem wahren Genie sind Fesseln jeder Art unerträglich. Nur wenn ich Lust hatte und meinen Beruf fühlte, arbeitete ich an diesen Skizzen; was mir auffiel, wurde im Momente des ersten Eindruckes aufgenommen und nur in dieser Ordnung wird es dargestellt; ich fürchte nicht, daß sothane eigenthümliche Manier mißfallen, oder abschrecken werde; das seltsame Gemälde näher zu beschauen.

Klima, der Wetterprophet.

Sieben Monate habt Ihr hier in der Regel Winter, zwei Herbst und drei endlich Frühling und Sommer; so kam es mir wenigstens während sechs Jahre vor. Indessen ist das Klima dennoch weniger rauh, als man nach dieser Behauptung denken sollte, ich fand es sogar gesund; die nicht sehr bedeutsame Entfernung von der Ostsee scheint Einfluß auf die Luft zu haben und sie zehrend zu machen.

Ich habe den bekannten Wetterpropheten Herrn Professor Dittmar kennen lernen; er ist ein recht lieber, gefälliger und vielseitig unterrichteter Mann, der dem langen Umgang mit dem weisen Garve Ehre macht.

Auch witzig ist Herr D., wenigstens schreibt man ihm das hier vor mehrern Jahren erschienene Werkchen: „Die Hundepost von Spandau

nach Berlin" zu; eine ungemein gelungene Satyre attischen Salzes voll.

Allein die vernünftigsten Menschen werden zuweilen von korrupten oder fixen Ideen heimgesucht, wie Herr D. ein lebendes Beispiel ist. Er hat nun einmal die Manier, das Wetter auf ein ganzes Jahr voraus bestimmen zu wollen, und obwohl er sich schon unzähligemal kompromittirte, obwohl ihm der gelehrte würdige Bode nach Gebühr öffentlich die Wahrheit sagte, der Professor kann es nun einmal nicht lassen — dem lieben Herrgott in's Handwerk pfuschen zu wollen.

In neuern Zeiten will nun Herr D. gar die Kunst erfunden haben, jedes Klima nach Belieben zu verändern, welche er nächstens zum Besten geben wird.

Wahrhaftig! der Mann könnte Berlins Iupiter fulminans heißen, wollte man ihn lächerlich machen; doch da sei Gott vor, seine Blitze könnten den Autor erreichen.

Der König und der Kronprinz.

Redlich will der König das Rechte und Gute — dieses ist jedes verständigen Preußen festeste Ueberzeugung. Mit weiser Umsicht wählt sich der Monarch seine Umgebungen, unter denen sich hochachtbare, ungemein wissenschaftlich gebildete Männer, wie z. B. der General **Witzleben** und m. a. befinden.

Der König hat Verstand und Scharfblick, und sein einziger Fehler möchte sein — sich selbst zu wenig zu vertrauen. Wie vielen Menschen wäre einige Theilnahme an einem **solchen Fehler** zu wünschen!

Der König wohnt nicht glänzender, als mancher **Augsburger** oder **Frankfurter** Großhändler, er liebt nicht eitlen Prunk — und dieses machen ihm engherzige Seelen nun zum Vorwurfe! — Darf doch jeder Staatsbürger

hier seinem Geschmacke folgen, und der Fürst soll gegen seine Neigung verschwenden, damit das Krämervolk verdiene? — Unsinn!

Der Monarch schätzt den Wehrstand, will ihn nicht sinken lassen; doch wer hat mehr, als gerade dieser Fürst erfahren, daß die Tendenz seines Staates eine nothwendigerweise militärische bleiben muß, wenn der Staatskörper selbst nicht untergehen soll? —

Eine Konstitution hat Borussiens Herrscher versprochen? — Nun ja eine Konstitution ist ein gut Ding, allein weise — wohl durchdacht muß sie sein, sonst wird es ein dumm Ding. Die Konstitution eines sothanen großen Staates, zusammengesetzt aus den heterogensten Partikeln, macht sich nicht so leicht, als die Verfassung eines — Krähwinkels.

Anerkannt große Staatsmänner haben die Schwierigkeiten erläutert, welche damit verbunden sein müssen, eine Konstitution für das Königreich, so wie es jetzt einmal sich darstellt, zu entwerfen; so steht vielleicht des Pommers Interesse in vielen Stücken jenem des Rhein-

länders geradezu entgegen. Aber — wäre es wohl nicht möglich, Provinzialkonstitutionen aufzustellen? — ein festes, ein höheres Band, könnte es, in eines Meisters Hand, nicht die Enden mehrerer verschiedenfarbiger schmälern Bändchen in ein harmonisches Ganzes verbinden?

Preußen! es hat dir dein König eine Konstitution versprochen und der dritte Friedrich Wilhelm wird sein Wort lösen, danke es ihm, — daß er es im ganzen, im ausgebreitetsten Sinne des Wortes will.

* * *

Der Kronprinz ist ein schöner, kräftiger Jüngling mit einer einnehmenden, angenehmen Physiognomie; seine Sitten entsprechen den Anforderungen der strengsten Moral; fein gebildet ist der Geist des Fürstensohnes und großmüthig hat die Natur ihn in jeder Hinsicht bedacht. Er liebt Künste und Wissenschaften und soll mit vielem Eifer bedacht sein, die Eigenthümlichkeiten eines Landes kennen zu lernen, dem einst vorzustehen seine erhabene Bestimmung bleibt.

Man behauptet in Berlin in diesem Augenblicke: der Kronprinz werde sich mit einer der jungen und liebenswürdigen Prinzessinnen von Baiern vermählen; möchte dieses doch mehr als nur ein Gerücht sein! —

Ich habe beide hohe Herrschaften von Angesicht zu Angesicht zu sehen Gelegenheit gehabt: ein schöneres, interessanteres Paar bliebe kaum denkbar und — selbst die Stimme der Politik hätte im gegenwärtigen Augenblicke nichts dagegen einzuwenden, daß die Wahl eines Hohenzollern auf eine Wittelsbacherin gefallen.

Der Kronprinz ist auch witzig, und viele ungemein sinnreiche Bonmots von ihm sind in Berlin bekannt. Große Erwartungen hegt die Nation mit Recht von seinem Thronfolger, und — sie werden erfüllt werden.

Sprache.

Unwillkührlich muß ich mich hier an das humoristische Gedicht eines alten deutschen Poeten, ja an das Land der Buckligen muß ich mich erinnern; ohne Höker auf dem Rücken galt dort Jeder mißgestaltet.

Ich befand mich einst in Berlin in einer Gesellschaft des Mittelstandes; ein reisender, fein gebildeter Liefländer war so eben weggegangen; die Frau vom Hause sagte: „du mein Gott! he is man n' recht jude Junge, Schade man, dat he so n' schlecht teutsch spricht."

Catullus hatte Recht;

„Suus cuique attributus est error:
Sed non videmus manticae quod in tergo est*)."

*) Sein eigner Irrthum, scheint's, ist Jedem zugetheilt;
Nur seh'n wir nicht den Sack, der uns vom Rükken hängt.

Eine vornehme Dame aus München befand sich bei einer noch vornehmern Kousine zu Wien als reisender Besuch. Einst war die Münchnerin ausgefahren gewesen, und nach Hause zurückgekehrt, versicherte die Dame: sie habe heute die Koaserin gesehen. Die Wienerin erwiederte: „Basel, es seids holter ne recht liebe Frau, aber sprechts holter doch a bisel besser deutsch, es haißt jo nicht Koaserin, sondern — Kaaserin.

Die Berliner — Vornehme wie Geringe — leben nun einmal in der festen Ueberzeugung, daß ihr Dialekt der angenehmste, — ihre Art zu sprechen, die richtigste sei.

Mein Stiefelputzer — ein alter ehrlicher Mensch — mit dem ich zuweilen zu scherzen pflege, sagte mir neulich sehr ernsthaft: „Det müssen man You jestehen, dat mir Berlinischen det reenste teusch im janzen Teuschland quatschen." — Quatschen? — Der Mann hatte vielleicht Recht. Die Verwechslung des Dativ mit dem Accusativ und vice versa ist hier allgemein. Bis sich der Fremde daran erst gewöhnt, vermag er das Lachen mühsam zu unterdrücken, denn man hört täglich Redensarten, welche nicht

weniger schnurrig — putzig würde der Berliner sprechen — lauten, als das bekannte: „Icke wohne für mir und koche mich selbst," oder: Eine Jans ist eine Juden Jottes Jabe u. s. w.

Des Jahres erster Tag.

An diesem Tage gleicht das prächtige Berlin einer großen Bettlerrepublik.

Schließt Euch immerhin in der Stube ein, das Heer der bettelnden Küster, Nachtwächter, Laternenputzer, Balgentreter, Spritzenleute, Schornsteinfeger, Briefträger u. s. w. schlägt Euch die Pforte in Trümmer, wenn Ihr nicht öffnen wollt, Ihr sollt und müßt gegen eine baare Erkenntlichkeit ihre Glückswünsche hören. Nicht genug, daß diese authorisirten Bettelgratulanten Euch nicht zu Odem kommen lassen, nein — die Industrie geht so weit, daß selbst feine Köpfe an diesem Tage unter der Aegide eines Nachtwächters oder Briefträgerrockes zu lukriren streben,

und woher nun gleich Argusaugen nehmen, um die verkappten von den privilegirten Bettlern zu unterscheiden? —

Mir selbst passirte es, daß ein Töpferjunge, welcher drei Jahr früher in meiner alten Wohnung bei der Umsetzung des Ofens thätig gewesen war, mich in meiner neuen aufsuchte, um mir seine Glückswünsche darzubringen.

Tretet Ihr vollends auf die Straßen, so fällt Euch, ägyptischen Heuschrecken gleich, eine ganze Bettlerlegion auf den Hals; denn selbst der sonst furchtbare Ochsenkopf *) öffnet an des Jahres erstem Tage mitleidig seinen grimmigen Rachen und speit seine ekelhaften, lüderlichen und unverschämten Bewohner aus, ihnen das Recht vergönnend, nun einmal recht con amore das Publikum zu brandschatzen und den Lieblingsneigungen nachzuhängen. An jeder Ecke schreien Euch zerlumpte Belisare ihr: date obolum entgegen, und was das Lustigste bei der Sache

*) So wird in Berlin die große Anstalt genannt, in welcher aufgegriffene Straßenbettler, lüderliche Weibspersonen und anderes Gesindel untergebracht und zu nützlicher Handarbeit angehalten wird.

bleibt, heute machen die Bettelvögte selbst mit jenen, deren gefürchtete Feinde sie das ganze übrige Jahr durch sind, gemeinschaftliche Sache und üben nach Herzenslust eine Sünde aus, welcher vorzubeugen sie angestellt sind.

Kein Berliner wird vermögen einen Zug dieses Theiles unserer Zeichnung falsch zu schelten, und so wurde der Festtag noch am ersten Januar 1821 begangen.

Wehe dem, der einen Neujahrsgratulanten dieser Art hart zurückweisen wollte, er würde sich vielleicht handgreiflichen Beleidigungen aussetzen.

Wer sich in Berlin den lieben Neujahrstag nicht ganz und gar vergällen lassen will, der muß in des Jahres letzter Nacht aus den Mauern der Stadt fliehen; ein zweiter Ausweg ist durchaus nicht einzuschlagen.

Demagogische Umtriebe.

Eine Mücke kroch durch das Mundstück von Famas Trompete, ein plumper, großer Elephant fiel aus des Hornes Wölbung, allein das Ungethüm überlebte seine Geburt nicht.

Bornemann sollte in Frankreich und Albion von den blutigen Greuelscenen erzählen, die jüngst zu Berlin vorgefallen wären; vielen preußischen Reisenden wurde allerwärts gleiches zugemuthet.

Hügel, nicht Berge wollten gebähren, und hätte man sie gebähren lassen, keine Maus, höchstens eine kleine Laus wäre erschienen.

Eine hehre Großheit charakterisirte vielleicht eine gewisse erste Idee; doch wollen unreife Pygmäen mit ihren blassen Milchgesichtern, die der Ernst seltsam genug kleidet, einen babylonischen Thurmbau beginnen, so bleibt das immer ein erhabener Plan, aber Ihr werdet dennoch

lachen müssen — über die Pygmäen und ihr fruchtloses Streben.

Bezeichnet mir den Demagogen!
„Er hat zu sehr am Strang gezogen."
Trieb ihn die Peitsche denn zum schweren Dienst?
„Bewahre, nein! sein Schweiß floß — einem Hirnge=
spinnst."

F r ö m m e l e i.

Extreme berühren sich auf der Erde allerwärts! — Sonst, wenn philosophische Köpfe in dem obscuren Oesterreich oder in dem bigotten Baiern verfolgt wurden, flohen sie nach dem aufgeklärten Berlin, wo sie sicher waren, Schutz und Unterstützung zu finden; nun wird sich bald genug das Gegentheil darstellen, und wir möchten im Jahre 1821 dem Exkapuciner F e ß l e r nicht gerathen haben, sich hierher zu wenden.

Religion heißt das feste, eiserne Band, am vorzüglichsten geeignet, Unordnungen und dräuende

Gefahren zu hemmen; artet des Himmels Tochter aber in Affektation, in Frömmelei, in Heuchelei aus, dann ziehe ich beinahe allgemeine Freidenkerei und — — noch vor.

Zwar sind wir eigentlich ganz die Alten geblieben: Wir betrinken uns, wir brechen ungescheut der Ehe heiligen Vertrag, wir feiern Orgien, wir betrügen uns nach Herzenslust, wir vergeuden fremdes Eigenthum am Spieltische, aber Alles geschieht mit einer frommen Miene, dieses bringt des Tages Ton mit sich.

Ja es ist die reinste Wahrheit: Alle Stände Berlins wollen keusch und fromm sich zeigen, die lustige Burschenschaft, die Freudenmädchen, Recensenten, Censoren, Schauspieler, u. s. w.

Ekelhaft in der höchsten Potenz erscheint uns die alberne Ziererei. Thut Recht, scheut Keinen und laßt die albernen Possen!

Hehrer Genius, unsterblicher Friedrich! — was wirst du von den Berlinern denken, wenn du von deinem leuchtenden Sterne einmal hernieder blickst? — Vielleicht wirst du wie einst Ovid seufzen:

„O utinam possem populos reparare paternis
Artibus, atque animos formatae infundere
terrae!“

Ich schrieb unter andern hier ein Paar Romane: den deutschen Don Juan und die spanische Johanna.

Die Tendenz der Werkchen bleibt ursprünglich eine rein moralische, allein die Zeichnung ist etwas frei. Nachdem die Produkte durch ganz Deutschland versendet waren und sich bereits seit Jahr und Tag im Buchhandel befanden, werden Verleger, Censor und Drucker vor ein keusches und frommes Inquisitionstribunal gefordert, nur mich — den Autor — ließ das Tribunal ungeschoren; hätte es mich doch auch zur Verantwortung gezogen, traun! es hätte Wahrheiten hören sollen.

Ich werde nicht staunen, wenn ich nächstens in öffentlichen Blättern lese, daß in der preußischen Armee — wie einst in der hispanischen — Betstunden eingeführt worden und daß man bei der Retraite die Litanei absingt.

Soldaten.

Geschmackvoller gekleidete, gewandtere und besser eingeübte Grenadiere und Schützen, als die hiesige starke Garnison darstellt, bleiben kaum denkbar.

Die Kavallerie ist vortrefflich — wenn schon größtentheils auf noch jungen Pferden — beritten, und die Bespannung der Artillerie einzig in ihrer Art.

Der alte ehrliche Held Blücher pflegte einst bei einer großen Parade zu äußern: „Die Kerle sind zu schön — um todt geschossen zu werden."

Ich habe unter den Offizieren, und vorzüglich vom Kaiser Alexander Grenadier-Regimente, recht vortreffliche, geistvolle und fein gebildete Männer kennen lernen, allein auch viele, welche sich unverkennbar jenem verderblichen Geiste hingeben, welcher vor 1806 in der Armee herrschte.

Preußens Heer schritt von jener Zeit an de minimo ad extremum, — aber leider! scheint

man einigermaßen wieder zu dem minimo zurückschreiten zu wollen; die allgemein getragenen Schnürleiber gehören als beiläufige Kleinigkeit dazu. Mehrere Offiziere der Gardeulanen äffen die Manieren der ehemaligen Gensdarmenführer nach, — ein tadelnswerthes Vorbild! —

In die Offizierkorps der eigentlichen Garderegimenter zu Fuß ist zum Theil der Teufel des Hochmuths gefahren; ein solches Offizierkorps von einem der in Potsdam garnisonirenden Bataillone kam bei dem Marschall Vorwarts förmlich ein: Er möchte sich doch verwenden, daß nun nach Herstellung der Ruhe wenigstens die unadeligen Offiziere aus der Garde ausrangirt und in der Folge nur Subjekte von der privilegirten Klasse angestellt würden. Was that der Veteran? — er bescheidet jenes Offizierkorps zu sich, tritt ihm lächelnd entgegen und spricht: „Meine Herren! stellen Sie sich einmal vor, ich wäre v. T***k und Sie nur gewöhnlicher T***k, was hätte ich voraus?

Der Bescheid war derb lakonisch à la Blücher; bleibt aber die Pointe nicht spitz und treffend?

Die Nationalgarde besetzt nur noch eine einzige unbedeutende Wache auf dem Spittelmarkte, giebt aber jeden Tag auch die Posten in die königl. Schauspiel- und Opernhäuser.

Kein wohlhabender auf sich und seine Ehre haltender Bürger leiht ferner die eigene Person in der Regel zu dem Spiele her, sondern sendet, wenn die Tour ihn trifft, einen Lohnwächter, auf welchen Umstand denn eine Menge erbärmlicher Müßiggänger reflektirt.

Die lächerlichsten Karrikaturen stellen sich dar, wenn diese Leute nach geendigter Oper vor dem Eingange des Hauses Spaliere bilden; ausgehungerte, verwachsene schmutzige Gestalten, in Uniformen, die bereits funfzehn Jahre alt und dem Träger gar nicht passen, stehen hier wie in der Absicht, den Wehrstand persifliren zu wollen.

Was muß ein Fremder denken, der aus Wien, aus München, Stuttgart ꝛc. kommt und zum erstenmale diese seltsamen Guiden erblickt? Mir fiel immer unwillkührlich das Spottgedicht ein, welches einst auf diese Soldateska gemacht wurde und das anhebt:

„Der Affe gar possierlich ist,
Zumal als Nationalgardist,
Gar grimmig ist der wilde Bär,
Hier zieht die Bürgergilde her u. s. w.“

Es giebt auch noch nicht uniformirte Nationalgardisten, sie werden charakteristisch genug: Rauhbeinige genannt und besetzen zuweilen in ihrer eigenen bürgerlichen Kleidung nur mit einem alten Sarras, oder rostigen Degen bewaffnet, einzelne Posten, wenn die Garnison zu großen Manoeuvers und dergleichen ausrückt.

Nur der Pinsel eines Hogarth könnte es wagen, diese sogenannten Rauhbeinige malen zu wollen.

Ich sah einst mit meinen eigenen Augen, wie solch' ein armer Mensch, welcher vor dem alten Münzgebäude postirt war, von einem Rudel Straßenjungen auf's tollste verhöhnt und ausgezischt wurde.

Mit philosophischer Ruhe und Gelassenheit duldete der aufgestellte Wachposten die Unbill der Jugend, bis endlich ein vorübergehender Polizei-Sergeant die bösen Jungen zerstreute. Wahrlich!

man könnte es solch' einem Rauhbeinigen nicht verdenken, wenn er, wie einst ein martialischer Jude, als Wache noch eine eigene Sauvegarde für die Sicherheit seiner Person verlangte.

Invaliden.

Es ist heilige Pflicht eines jeden Staates, Krieger, die in seinem Dienste veraltet sind, oder verstümmelt wurden, vor Hunger zu schützen, ihnen Obdach zu geben, sie zu kleiden.

Völker des grauen Alterthums sahen diese Pflicht ein und übten sie aus. Dort, wo des Staates Tendenz eine militärische ist und es solange schon war, gehört jene Pflicht unter die ersten der obersten Gewalt; in Berlin aber und im ganzen Lande wird sie im allgemeinen nothdürftig genug ausgeübt.

Höret unsere Beweise, welche unumstößlich hier stehen. Ihr findet zwar vor dem Oranienburger-Thor ein ansehnliches von dem un-

sterblichen Friedrich im Jahre 1748 erbautes Invalidenhaus, und es ist in demselben, so wie in ähnlichen Anstalten des Reiches, für die inwohnenden Invaliden erträglich gesorgt; allein diese sämmtlichen Institute sind bloß im Stande, den bei weitem kleinsten Theil der armen Menschen aufzunehmen, und die Legion der außer diesen Häusern lebenden Invaliden erhält monatlich pr. Kopf einen Thaler.

Was bleibt dem Greise, was bleibt dem verstümmelten Unglücklichen, der sich dreißig Tage lang mit vierundzwanzig Groschen: Obdach, Nahrung, Wäsche und Kleidung schaffen soll, anders übrig, als — zu betteln.

Von Auswärts kamen neulich etliche Exemplare einer seltsamen Karrikatur hierher: der Kupferstich stellte einen preußischen Großen dar, im Augenblicke, wie er der Madam Catalani eine Goldbörse spendet; auf der andern Seite stand vor demselben Matador ein bettlender zerlumpter Invalide, dem der Große mit mürrischer Miene ein einzelnes Geldstück darbot.

In gewöhnlicher Karrikaturenmanier angedeutet, spricht der Stelzfuß: „Herr, ein Thaler ist

zu wenig!" worauf der Gebieter erwiedert: „Lump! lerne singen und tausende sind dein."

Das Bild gab zu vielem Aergerniß Anlaß; sein Sinn war auch in der That zu boshaft, allein Preußens brave Invaliden verdienen fürwahr ein besseres Loos.

Ritterlicher, edler, gerechter Friedrich Wilhelm! der so manchem Uebelstande abgeholfen, erbarme dich derer, die für das Vaterland bluteten; wohl weiß man, große Lasten ruhen auf deinem Reiche, allein jage vorerst nur einige hundert unnütze Abschreiber und zehrende Plusmacher zum Teufel und entziehe den Kapitainen der Infanterie Garderegimenter, welche ohne Nachtheil des Dienstes füglich zu Fuße gehen können, ihre Pferdrationen, so bildet sich, ohne daß dem Lande eine neue Last aufgelegt werden darf, schon eine artige jährliche Revenüe, durch welche den Hülfsbedürftigsten deiner Invaliden vorerst geholfen werden kann.

Invaliden höhern Ranges.

Ist das Loos des Dienstunfähigen gemeinen Kriegers im Preußischen nicht brillant, so bleibt jenes der invaliden Offiziere bei weitem noch beklagenswerther.

Ich habe in Berlin mehrere verdiente, alte, mit Orden bedeckte Oberstlieutenants und Majors kennen lernen, welche 300 — 400 Thaler jährliche Pension beziehen. Wie kann ein Mann dieses Standes, der größtentheils das eigene Vermögen in vielen Dienstjahren zugesetzt hat, mit Familie von solcher Summe anständig leben?

Ein invalider Lieutenant erhält in der Regel monatlich acht Reichsthaler; soviel kostet in der Hauptstadt eine mittelmäßig meublirte Stube.

Natürlich befinden sich solche Offiziere in trauriger Lage, sie sehen sich gezwungen anderweitigen Erwerb zu suchen; doch welchen Nahrungs=

zweig sollen diese Männer ergreifen? Mehrere essen bei vermögenden Verwandten das Gnadenbrot, andere kopiren für Geld und einige treiben das Spielerhandwerk, das verworfene. —

Freilich sollen invalide Offiziere im Civilstaatsdienste versorgt werden, allein der Kompetenten sind zu viele und die meisten sterben, bevor sie ihr Ziel erreicht haben.

Man urtheile nicht vorschnell! — der preußische Staat ist so situirt, daß es durchaus unmöglich ist, im gegenwärtigen Augenblicke jene Pensionen zu erhöhen; allein man trachte für die Folge diesem Uebelstande abzuhelfen, man ziehe dem aktiven Offiziere von seiner Gage von jedem Thaler zwei Groschen ab, er wird den Abzug nicht sehr fühlen, und dadurch könnte ein solch' bedeutender Fond gebildet werden, daß sicher anständigere Pensionen regulirt werden könnten.

Stadtverordnete.

Berlin ist in 102 Bezirke eingetheilt und jeder wählt sich einen Repräsentanten; diese Herren nun heißen: **Stadtverordnete**, versammeln sich zu gewissen Zeiten, und ihre ursprüngliche Bestimmung bleibt: In allen Angelegenheiten des Gemeinwesens das Wohl ihrer Mitbürger wahrzunehmen, den Magistrat zu kontrolliren u. s. w.

Fürwahr, der Errichtung des Institutes liegt eine löbliche Tendenz zum Grunde; sie mahnt an eine Konstitution en miniature, aber — die Herren Stadtverordneten selbst? Auf den kleinern Theil derselben paßt allenfalls das:

„Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.“

Ich sagte: auf den **kleinern Theil** derselben sind diese Worte anwendbar, denn die

Mehrzahl gleicht auf ein Haar jenen kleinen Gipspuppen mit den großen Wackelköpfen, die nur nicken und die Augen verdrehen, wenn man sie anstößt und nie einen Laut von sich geben, als in dem Augenblicke, wenn sie zerbrechen.

Jeder vernünftige und unparteiische Berliner, dem einige gewisse wahrhaft abderitische Beschlüsse dieser Stadtverordnetenversammlung zu Ohren gekommen sind, wird mir zugestehen, daß ich keinesweges meine Farben zu grell aufgetragen habe.

Man scheint es ordentlich darauf anzulegen, bornirte Köpfe einzuschieben; denn fragt unter zehn Stadtverordneten acht um die gewöhnlichsten Kommunalverhältnisse, über die Ihr allenfalls im Wegweiser durch Berlin Erläuterungen finden könnt: ich stehe Euch dafür, die Herren werden die Worte des berüchtigten Zeugen gegen die Königin von England stets im Munde führen, die da lauten: Non mi ricordo, oder richtig Berlinisch übersetzt: „Icke weeß es nich!“

Gerichtspflege.

Sie hat unter dem alten und würdigen Justizminister von Kircheisen auffallend gewonnen, wie man im Wesentlichen überhaupt Borussiens Themis Vorzüge zugestehen muß; aber die Formen, die Formen!? — und leider beeinträchtigen in der Welt schlechte Formen nur gar zu oft — das Wesentliche.

Geht nach dem Stadtgerichte und Ihr glaubt Euch auf dem Fischmarkte zu befinden; die Parteien schreien und schimpfen sich einander noch lauter und toller, als — die Damen von der Halle. Selten gebietet der instruirende Referendarius Stillschweigen, und geschieht es auch, er wird noch seltener beachtet; die Herren scheinen eine Ehre darin zu suchen, unter dem furchtbarsten Lärmen ungestört ihre Arbeiten vollbringen zu können, und man muß es gestehen, darin besitzen sie eine bewunderungswürdige Force.

Der Eid, diese wichtige Handlung, welche nie feierlich genug vollzogen werden kann, wird in der Regel sine cruce et luce und ganz leicht abgemacht.

Die Advokaten, hier Justizkomissarien genannt, üben eine Art Herrschaft, die ihnen nie zukommt, wenn sie als Repräsentanten ihrer Parteien vor Gericht erscheinen. Ich habe es selbst, ich habe es mehreremal gesehen, daß diese Herren dem Referendarius in die Feder diktirten und daß sie unhöflich genug demselben, während er schrieb, das Protokoll vor der Nase wegrissen, um es durchzusehen; ich vermag meinen Privatsekretär, der doch in meinem Solde steht, nicht so verächtlich zu behandeln, und jene Referendarien müssen sich als richterliche Personen darstellen, indessen der vertretende Advokat nur in die Kategorie eines Klägers oder Verklagten gesetzt werden kann, welcher eo ipso der Behörde Achtung schuldig ist.

Man sage, was man will: die Form der brittischen und gallischen Gerichtspflege ist und bleibt bis jetzt — die beste.

Polizei und Gensdarmerie.

Berlins Polizei kostet viel Geld, ist nicht die schlechteste, aber auch nicht die beste; nicht mit der pariser, selbst nicht mit der leipziger darf sie sich messen.

Der Inspektor Eckhardt bleibt das brauchbarste Subjekt, er hat ungemein feine Späher, ist der Schrecken aller Betrüger und Spitzbuben und zeigte schon vielfältige Proben seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit in diesem Fache.

In einem der Briefe an meine liebe selige Großmutter erwähnte ich bereits eines bornirten Polizeikommissairs; der Mann hat viele Kollegen, die ihm analog sind, doch wird jetzt bei der Anstellung dieser Beamten mit mehr Vorsicht zu Werke gegangen; den noch übrigen Ausschuß verbannt man auf das Land, denn in allen

Dörfern der nächsten Umgegend Berlins sind, sehr unnöthigerweise, Polizeikommissarien angestellt.

In einem solchen Dorfe, wo ich mir eine Sommerwohnung gemiethet hattte, wurden einst einem Offiziere zwei Pferde gestohlen; sehr ernsthaft versicherte mich der Kommissarius: „Ich wollte die Spitzbuben sogleich greifen, wüßte ich nur, wo sie wären."

Ich wünschte von Berlin nach Leipzig zu reisen. Zur Erlangung eines Reisepasses hat man von dem Kommissarius des Reviers ein Attest nöthig. Derselbe feine Polizeimann, der mit so leichter Mühe die Pferdediebe hatte ausfindig machen wollen, schrieb: „Der S. will in Angelegenheiten literatischer Geschäfte nach L. reisen und steht nach meiner hochgeneigtesten Meinung ihm nichts entgegen."

Berliner Polizeibeamte, welche die Vortrefflichkeit des Styls ihres Kollegen bezweifeln möchten, können sich jeden Augenblick von der strengen Wahrheit meiner Angabe überzeugen, indem jenes Orginalattest in der Registratur des Paß-Büreaus reponirt sein wird.

Die preußische Gensdarmerie war vor kurzem noch ganz erbärmlich; in der allerneusten Zeit wurde sie zwar reducirt, — das war wohlgethan — und auf andere Art recht vortrefflich organisirt — das war noch besser gethan! —

Bauwesen.

Um die Verschönerung **Berlins** erwirbt sich der König große, unvergängliche Verdienste. Unter seiner Regierung sind viele öffentliche Gebäude theils neu errichtet, theils ungemein verschönert und erweitert worden.

Wer sich erst noch vor wenigen Jahren in der Hauptstadt befand, wird **den großen Platz vor dem Opernhause** kaum mehr erkennen; so wie er jetzt gestaltet, hat vielleicht keine Stadt in Europa einen ähnlichen aufzuweisen: eine baufällige alte Brücke, das elende Wachhaus und anderes Winkelwerk ist weggeräumt, ein ekel-

hafter Kanal *) überwölbt, und ein weiter herrlicher Cyclus von lauter Prachtgebäuden umfangen, stellt sich dem Auge des staunenden Fremden dar.

Indeß schien es mir, als ob Berlins Architekten ein besonderes Unglück verfolge, denn beinahe alle ihre Unternehmungen charakterisiren Unfälle eigener Art; oft stürzt das schon Errichtete wieder ein, oder muß als mißlungen abgerissen werden, wie denn auch jene Ueberwölbung und die Planirung des Opernplatzes zum Erstenmale mißrieth. Doch es mag Aehnliches auch wohl anderwärts vorkommen, denn Unvollkommenheit ist und bleibt die wahre Erbsünde des Menschen!

*) Der stets witzige Kronprinz adressirte einst ein Billet an seine Schwester: Ihro königl. Hoheit der Prinzessin — — wohnhaft am stinkerigten Graben.

Das Kadetteninstitut.

Ich habe über die Bildung des Offiziers und des Soldaten viel gelesen, und noch mehr darüber gedacht.

Gerade in dieser Sache halte ich mich befugt, mir selbst vertrauend, ein Wort zu sprechen; die vorzüglichsten Institute dieser Art in Deutschland und Gallien habe ich besucht, ihre Einrichtung kennen lernen, und in einem bedeutenden befand ich mich selbst ein Paar Jahre als Erzieher angestellt.

Mehr oder weniger gleichen sich diese Anstalten alle. Ein einziger eiserner Schuh ist es, in den man, ohne Unterschied, die Füße der Zöglinge pressen will.

Die Kriegskunst der neuern Zeit ist eine schwere Kunst, und um in ihr zum Meisterthume zu gelangen, ist durchaus eine allgemeine, wissenschaft-

liche Ausbildung nöthig, ja ohne eine solche vorerst erhalten zu haben, ist mir in der Regel eben so wenig ein guter General, als ein brauchbarer Jurist, Arzt u. s. w. denkbar.

Die Sprachen der Alten hat man von jeher am geeignetsten gehalten, der Jünglinge Verstand aufzuklären, sie zum Fruchtbringenden Denken, zum systematischen Studium zu leiten, und die Erfahrung mehrerer Jahrhunderte hat es bewiesen, daß jene Ansicht eine richtige ist; allein nichtsdestoweniger bleiben die klassischen Sprachen aus unsern Kadetteninstituten so gut, als verbannt; das abstrakte Studium der Mathematik soll ihre Stelle ersetzen, allein sie wird in der Regel so zweckwidrig und pedantisch vorgetragen, daß der arme Knabe nothwendigerweise schaudern muß.

Ich habe gar keinen Begriff davon, wie man ein wahrhaft großer und weiser Feldherr werden kann, wenn man den Curtius, Cäsars Werke, den Polybius u. s. w. nicht in der Ursprache zu lesen vermag, ist man aber erst so weit, so wird man den Euclid auch wohl verstehen lernen.

Wenn ein Vater sagen würde: Dieser mein acht- oder zehnjähriger Sohn soll Arzt, oder Prediger, oder Richter werden, und wenn er dem Knäblein den Hippokrates, oder die Kirchenväter, oder die Pandekten in die Hände gäbe, so würde die ganze Welt sprechen: „Der Mann ist ein Narr!" — und was thun unsere militärischen Pädagogen? sie beginnen die Bildung der künftigen Feldherren oder Offiziere mit unmündigen Kindern! — Darum läßt denn auch freilich die Erziehung in jenen Instituten in der Regel unauslöschliche Spuren lächerlicher Steifheit und Pedanterie zurück, welche sinnige Lustspieldichter oft genug richtig aufgefaßt haben.

Man staunte, als Gallien gleich im Anfange der Revolution Heere ins Feld stellte, die, troz ihrer neuen und seltsamen Gestalt, allenthalben Armeen schlugen, welche kunstgerechte Maschinen hießen und auf ihr taktisches Uebergewicht pochten. Die Sache ging natürlich genug zu; die Offiziere der vormaligen königl. Armee, meist Adelige, waren zum Teufel gelaufen, man sah sich genöthigt, ihre Stellen zu ersetzen, so gut es in der Eile gehen wollte; häufig rückte daher in den Kom-

pagnien der Sergeant-Major zum Kapitain, der Sergeant zum ersten, der älteste Korporal zum andern Lieutenant vor; diese Leute wurden vortreffliche — Subalternoffiziere, an die Spitze der Bataillone und Brigaden aber sah man junge, wissenschaftlich gebildete Feuerköpfe, ursprünglich ganz andern Ständen angehörend, treten; allein die jungen Advokaten, Aerzte u. s. w. waren im Stande, der Römer und Griechen Taktik zu studiren, ihr Geist war angebaut, schnelle und viele Erfahrungen wurden genützt; man sah in Monaten ausgezeichnete Feldherren entstehen! —

Welch' wichtiger Fingerzeig! — Gelehrte Subalternoffiziere sind unnütz, der Empiriker leistet hier am meisten, allein von dem höhern Führer wird Meisterschaft gefordert.

Hier ist der Raum zu enge, Ideen näher anzugeben und auszuführen, welche denkende Köpfe vielleicht interessiren könnten; allein ich arbeite seit zehn Jahren an einem Werke, welches die Ueberschrift führt: „Ueber die Bildung des Feldherrn und des Soldaten überhaupt, nebst Vorschlägen zu Errichtungen militärischer Hochschulen, wie sie nie existirten."

Die einstige Herausgabe dieses Werkes mag die kühnen, hier oberflächlich hingeworfenen Sätze rechtfertigen, allein neue Erfahrungen sollen mich vorerst bei der Anlegung der letzten Zeile unterstützen.

Postwesen.

Die Literatur der Reisen in Deutschland klagt unaufhörlich über die schlechten Wege und die mangelhafte Einrichtung des sächsischen Postwesens, obwohl diese Dinge im Preußischen eben nicht besser beschaffen sind.

Wer nicht eine Brust von Erz, Kaldaunen von Kupfer und einen Allerwerthesten von Platina besitzt, dem rathen wir wohlmeinend, dort keine Reise mit der sogenannten ordinairen Postkutsche zu unternehmen, denn diese ist in der That gar zu ordinair.

Der alte Kasten ruht unmittelbar auf der Achse und die Sitze erinnern an die Härte des

englischen Stahles; Kunststraßen findet man nur in der Umgegend der Hauptstadt, und befährt man mit der ordinairen Postkutsche die übrigen erbärmlichen Wege des Landes, so riskirt man geradezu etliche Rippen zu brechen.

Wer keinen eigenen Reisewagen hat, kommt mit Extrapost nicht viel besser fort; denn die Fahrzeuge, auf welche man zuweilen geladen wird, gleichen auf ein Haar einem Armensünder-Karren.

Die ordinaire Postkutsche bewegt sich mit unbeschreiblicher Langsamkeit vorwärts, Stundenlang muß man auf jeder Station harren, und mir selbst ist es begegnet, daß ich mit solcher Gelegenheit in vierundzwanzig Stunden kaum acht Meilen zurücklegte. Nichtsdestoweniger soll das Postwesen unter seinem jetzigen Chef, dem alten würdigen Seegebart, ungemein gewonnen haben; wie mag es früher beschaffen gewesen sein? —

Die preußische Regierung soll zwar beschlossen haben, durch ihr ganzes Land Kunststraßen anlegen zu lassen, doch die ganze Ausführung des Unternehmens werden jeztlebende Generationen sicher nicht sehen. An einigen Orten des König-

reichs, wo man Kies und Steine viele Meilen weit zuführen müßte, wird die Anlegung und Unterhaltung der Kunststraßen auch in der That sehr schwierig, wenn nicht unmöglich werden.

Schöngeister.

Von Genien der hehresten Art, von einem Philologen, wie Wolf und dergleichen, will man Euch nichts sagen, eine ruhigere Feder schildere sie, hier ist lediglich von schönen Geistern die Rede.

Außer T. A. Hoffmann und Jul. v. Voß findet Ihr hier nur wenige, welche die Bahn der Mittelmäßigkeit überschritten.

Anderwärts wird dieser Voß geachtet, hier in der Heimath häufig verkannt.

Merkel in seinem Werke über Deutschland hatte Recht: Voß ist, seit Kotzebue sich herabgewürdiget, der Deutschen einziger erheblicher Lustspieldichter. Ist der Mann erst todt, so werden

seine Landsleute ihm vielleicht eine Statůe setzen, wie es dem Camoens, Portugals Ariost, dem unsterblichen Dichter der Lusiade, widerfuhr, nachdem er ein Jahrzehnt früher im Hospitale verschmachtet war.

Ein sogenannter hiesiger Belletrist, der aus zweihundert alten Romanen dreißig neue geschmiedet, wurde neulich zum Censor ernannt; zur großen Belustigung der Journalisten und Buchhåndler verstand der weise Herr das einzige Wort, welches ein Censor ex officio von sich zu geben hat, nicht zu schreiben; er setzte nåmlich statt: Imprimatur: Inprimatur. Nachdem dieser Mißgriff unzåhligemal vorgekommen, wurde Herr — von einem ihm befreundeten Journalisten darauf aufmerksam gemacht; der Censor erwiederte: „Wåre es můglich, daß ich mich geirrt? ich werde sogleich, wenn ich nach Hause komme, den großen Scheller nachschlagen.“

Man hatte Recht, die schöngeistige Censur dem Herrn L. zu verleihen, denn wer selbst lange hinterm Ofen saß, findet den dort Verborgenen am ersten. Möchte Herr L. übrigens

sich erinnern, wie tief es manchen, oft dürftigen Gelehrten verwunden muß, wenn er die mühsamen Früchte seiner angestrengten Nachtwachen durch einen einzigen Federstrich vernichtet sieht.

Buchhändler.

Seit der achtbare, gelehrte Nikolai todt ist und Maurer sich in philosophische Ruhe zurückgezogen, hat die Innung der Marchands d'esprit bedeutend in ihrem Werthe verloren.

Ein Buchhändler, wie ihn der Vernünftige sich denkt, muß ein gelehrter und daneben rechtlicher, wohlberechnender, unternehmender, ordnungsliebender Kaufmann sein und vor Allem bleibe der Kleinigkeitsgeist ihm fremd.

Seit kurzem sind viele neue Buchhändler erstanden, aber die meisten sind auch darnach; in dem oben angegebenen Sinne findet man auf einem der Hauptstapelplätze deutscher Literatur höchstens noch 6 — 8 Subjekte, die übrigen alle

sind: Kleinigkeitskrämer. Die Ignoranz von einigen dieser Herren ist so groß, daß sie an jene des alten Mylius erinnert, der vor einer Reihe von Jahren ein neues Werk cum figuribus in den Zeitungen ankündigte.

Zeitschriften.

Die zwei alten und viel gelesenen politischen Blätter — die Spenersche und Voßische Zeitung — vermögen auf einen ausgezeichneten Werth wahrlich nicht Anspruch zu machen. Man hat ihre Novitäten nicht Tage, nein oft Wochen lang vorher im Hamburger oder im Nürnberger Korrespondenten von und für Deutschland und in andern guten Blättern des großen Vaterlandes bereits gelesen.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Herren Spener und Voß (eigentlich: Lessing) sich auswärts regelmäßige Korrespondenten halten, und wenn es der Fall, müßten wir sie bedauern, als Leute, die ihr Geld zum Fenster hinauswerfen.

Nehmen sich die Redakteure jener Herren auch einmal die Mühe, interessante Artikel aus gallischen oder englischen Blättern zu übersetzen, so werden diese Uebertragungen so mangelhaft und schlecht geliefert, daß man sie ihnen gern erlassen hätte, und dennoch prosperiren diese beiden Zeitungen vortrefflich, bestimmt viel besser, als manches andere gehaltvollere Blatt; man ist einmal seit Jahren daran gewöhnt, des Spener und Voß aufgewärmte Gerichte zu sich zu nehmen, und — consuetudo est altera natura.

Der neue Berliner Moniteur — wir meinen die Staatszeitung — machte unter der Redaktion des übrigens geistvollen Herrn Präsidenten Stägemann wenig Glück, eine Privatunternehmung, wäre das Institut längst zu Grunde gegangen. Nun besorgt der geheime Hofrath Herr Heune (dem gebildeten deutschen Publikum unter dem Namen: Clauren von einer sehr vortheilhaften Seite als Schriftsteller bekannt,) die Redaktion des Blattes. Man kann aber ein vortrefflicher Humorist, ein glücklicher dramatischer Dichter und ein angenehmer Erzähler sein, ohne deshalb einen gewissen Takt zu besitzen, der dem

politischen Zeitungsschreiber: „conditio sine qua non“ ist.

Wollten die Herausgeber der hiesigen belletristischen Blätter sich vereinigen, am letzten Tage des Jahres ihre Makulatur auf einer und derselben Stelle in die Spree zu werfen: der kleine Strom würde seine Ufer sicher übertreten, denn die Zahl jener Zeitschriften heißt in ihrer Art Legion.

Der alte Freimüthige wird seit einer Reihe von Jahren vom Dr. A. Kuhn redigirt. Dem Herausgeber wohnen allerdings richtiger Takt und, wenn auch derber, doch zuweilen treffender Witz bei, allein seit einiger Zeit scheint das Blatt an seinem Werthe bedeutend verloren zu haben.

Des Professors der Holzschneidekunst, Herrn Gubitz, Gesellschafter zeichnet sich durch recht artige und mannigfaltige Holzschnitte, aber auch nur — durch diese vorzüglich aus. Als Künstler hat sich der Mann fürwahr unvergängliche Verdienste erworben, allein als Dichter, als Schriftsteller, als Uebersetzer aus dem Neugriechischen und Erfinder einer neuen Orthographie vermögen wir, bei dem besten Willen, ihn nicht

sehr hoch zu schätzen, sondern sehen uns im Gegentheil veranlaßt, ihm aus voller Ueberzeugung das alte: „Ne sutor ultra crepidam" zuzurufen.

Der martialische Geheimschreiber Herr Symanski ist von einer Journalistenmanie im eigentlichen Sinne des Wortes besessen; der Mann ist nicht ohne Talent, allein sein Glück ist geringer, als sein Dünkel. Schon in Königsberg sah er vor mehrern Jahren eine von ihm redigirte Zeitschrift untergehen, in Berlin trat er mit einer Leuchte hervor, deren Licht schnell verlöschte, dann folgte der Freimüthige für Deutschland, welcher eines Aufsatzes demagogischer Tendenz halber von der Regierung unterdrückt wurde, und in der neuesten Zeit ist Herr S. mit einem Zuschauer an's Licht getreten, dem man kein Prognostikon stellen will. — Das nenne ich mir doch Konsequenz.

Der quiescirende Professor Herr Wadzeck giebt ein Wochenblatt heraus; er füllt seine Blätter mit alten Anekdoten, mit physikalischen, geographischen und historischen Notizen, mit wässerichten Gedichten und Parabeln und endlich mit

erbärmlichen prosaischen Räthseln. Außerdem ist dieser Professor ein edler Mensch; beinahe ohne allen Fond hat er, durch des Publikums regeste Theilnahme thätig unterstützt, ein Erziehungshaus für arme Kinder gestiftet. Von pedantischer Charletanerie vermag sich übrigens Herr W. nicht loszumachen und der witzige Professor H. behauptet: „W. könne im 60sten Lebensjahr den ehemaligen Kurrendeführer noch nicht verleugnen.“

Das schon seit 19 Jahren bestehende skurrilische Wochenblatt: Der Beobachter an der Spree, von welchem jeden Freitag gegen 4000 Exemplare abgesetzt werden, darf hier nicht unerwähnt bleiben. Es ist ursprünglich eine Nachahmung der alten berühmten englischen Wochenschrift, genannt: „The spectator“ und wenn es schon hinter seinem Vorbild weit genug zurück bleibt, so that ihm Kotzebue dennoch zu viel, wenn er es die Kloake der deutschen Literatur nannte, wie denn der selige Theaterdichter überhaupt in vieler Hinsicht zu manchem Unheilbringenden Extreme sich hin neigte.

Zwar ist es wahr, der Beobachter liefert zuweilen, sein größtes Publikum beachtend, Rudi-

täten der höchsten Potenz und gehaltlose Gemeinheiten, oft auch beleidigende Personalitäten, wohl gar im unfeinen Volksdialekte. Allein zuweilen findet auch ein blindes Sch***n eine reife Eichel und dieses ist nicht selten des Beobachters Fall.

Unwillkührlich griff ich neulich in einer Weinstube nach dem vor mir liegenden berüchtigten Volksblatte. Ich las eine Satyre über die Freundschaft, deren sich ein Juvenal, ein Boilau, ein Swift zu schämen nicht nöthig gehabt hätte.

Zufällig saß ein alter berühmter Lokalgelehrter neben mir; ich reichte ihm das Blatt, indem ich voll Erstaunen fragte: aber wie verlor sich denn dieser Demant in die Pfütze? Der Mann erwiederte lächelnd: Das will ich Ihnen sagen; der Beobachter honorirt prompter, als manche feinsinnige Zeitschrift, ja er bezahlt auch wohl gleich brauchbare Manuskripte in Pausch und Bogen, und dieser Umstand liefert ihm oft Aufsätze aus den Federn genialer Menschen, die gerade am gewöhnlichsten in augenblickliche Geldverlegenheit gerathen. Nun aber ist es leider wahr, daß Genies oft dann am genialsten sich äußern, wenn sie

dieses am wenigsten bezwecken, wie Figura zeigt; ich selbst, endete der Gelehrte, verschmähe nicht, dem Berüchtigten hier und da ein Schärflein mitzutheilen, denn der Beobachter ist: — Ultima ratio scriptorum berolinicorum.

Der König hatte Recht.

In Berlin erscheint auch ein militärisches Wochenblatt. Als der Aufruhr in Neapel begonnen hatte, wurde in jener Zeitschrift der Entwurf eines Operationsplans für die Rebellen abgedruckt. Der General K..... las den Artikel; heiligen Amtseifers voll schrieb er sogleich an Se. Majestät den König und gab alleruntertänigst zu bedenken: „Wie unstatthaft es sich doch darstelle, daß in einer preußischen militärischen Zeitschrift jenen verdammungswerthen Anführern Ideen an die Hand gegeben würden."

Nachdem das Schreiben gelesen war, legte es der König lächelnd und mit den Worten

bei Seite: „Mein Gott! was will der gute K.....? — Die Neapolitaner müßten doch ungemein große Esel sein, wollten sie aus dem einfältigen Militär-Wochenblatt Berlins Ideen entnehmen.“

Seltsame Annoncen.

Berlins Zeitungen werden doch im Auslande auch gesehen, und was muß man dort denken, wenn man unter den Anzeigen liest: „In meinem Garten wird am Sonntag großer Jungfernstich gehalten. N. N. — Ich zeige ergebenst an, daß heute Dienstag ein Erbeltreten *) Statt finden wird ꝛc.

Die Sache selbst ist freilich so schlimm nicht, als sie lautet; der Jungfernstich wird mit kleinen Speeren nach einer hölzernen, bunt bemalten und dekorirten Jungfrau ausgeführt! und wer das

*) Die männliche Klasse des Entergeschlechtes heißt in Berlin: Erbel.

als Ziel festgesetzte Fleckchen am besten trifft, hat den Preis, ein seidenes Tuch oder dergleichen errungen. Auf ähnliche Weise entwickeln sich alle Feste, deren Ankündigung Unanständigkeiten vermuthen läßt; allein warum muß dieser Unsinn in den Zeitungen stehen? — man hat ja ein Intelligenzblatt, welches sich einzig auf die fünffache Stadt beschränkt, laßt dort die Jungfernstiche u. s. w. figuriren und macht Euch im Auslande nicht lächerlich.

Neulich ladet ein Schlächter in der Zeitung das Publikum ein, dem Tode eines grausamen Ochsen beizuwohnen.

Der grausame Ochse war ein ungewöhnlich fettes und großes Vieh, wie man indeß in Berlin noch mehreres findet.

Freudenmädchen.

Es geht Berlins Sirenen, wie oft schon Feldherren, Dichter u. s. w. erfahren haben; die Nymphen sind durch ganz Deutschland berühmt und doch verlohnt es kaum der Mühe, ein Wort über sie zu verlieren.

Als geistlose, abgestumpfte Wesen stellen sie sich dar, an bemalte Wegweiser mahnend; in keinem von Priaps Tempeln allen findet ihr ein Geschöpf, welches im entferntesten Sinne des Wortes nur mit der letzten pariser femme de monde zu vergleichen wäre.

In einer langen abgelegenen Gasse, die Königsmauer genannt, stehen Bordelle an einander gereiht, doch Keinem, der nicht allenfalls Lust hat, gleiches Loos mit Orpheus zu theilen, rathen wir, bei des Tages Licht, durch jene Gasse zu gehen.

Die Braunschweigerinnen sind noch die erträglichsten und gebildetsten unter den Hetären.

Einer Eigenthümlichkeit müssen wir hier erwähnen, sie lautet seltsam, ist aber buchstäblich wahr: In Berlin werden in Freudenhäuser, wo der erbärmliche Genuß einer Nacht mit Gold aufgewogen wird, Mädchen aufgenommen, welche der Buhlerei schmutzigste und gemeinste Winkel bereits durchwandert haben und Lords empfahen Umarmungen, welche der rüdeste Schiffsknecht der Spree verachtete; nun den Herren Lords geschieht — gerade Recht.

Ihr sprecht: Tempel der Freude müssen in großen, volkreichen, von Fremden viel besuchten Städten aus Grundsätzen allgemeiner Moralität bestehen. — Gut, wer hat was dagegen? — seid aber doch nicht geschmackloser und einfältiger, als die Ostindianer. Gestattet wohl erfahrenen Matronen, aus des Volkes Hefe reizende, viel versprechende siebenjährige Mädchen auszulesen und sie systematisch zu einer Bestimmung auszubilden, zu welcher die meisten jener Geschöpfe jetzt ohnehin früher oder später greifen, der Unterschied ist

in die Augen springend: Eure unterrichteten modernen Bajaderen werden nicht der kräftigsten Jünglinge Geist und Gesundheit zerstören, wie jene feilen rohen Wesen; und heben Eure, dem sinnlichen Vergnügen geweihten Mädchen an zu verblühen, so sendet sie, wie die Ostindianer, in die K—, ein solch' Verfahren wäre klüger, als Eure sogenannten polizeilichen Maaßregeln, durch welche ihr vergebens die Schädlichkeit eines nöthig gewordenen Uebels zu beschränken hofft.

Die Warmen.

Ein gewisses schändliches, unnatürliches Laster kommt ungemein häufig vor, und man pflegt die Verworfenen hier — Warme zu nennen.

Mögen ältere und neuere Schriftsteller sagen, was sie wollen, ich kann es nicht glauben, daß jenes Laster in dem hehren, poetischen, alten Griechenlande heimisch war; dort lebte eine Freundschaft, es gab hienieden schon eine Seelenverbin-

dung, wie sie spätere verwöhnte Geschlechter nie zu fassen vermochten und es geschah, was so häufig in der gemein=prosaischen Welt sich darstellt, man suchte das Edelste, das man nicht begriff, durch die niedrigste Schändlichkeit, zu der man selbst herabgesunken war, zu erklären, denn:

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu zieh'n.

Dank sei es Borussiens strenger, unbestechlicher Themis, daß sie — ohne Ansehung der Person — streng ein Vergehen bestraft, welches man hier und dort mit Recht eine psychische Pest genannt hat.

Kaffee.

Lieblicher, aromatischer Trank aus Moka! Du, der Laune Beförderer, Bruder des Witzes, des Scharfsinns, und des genialen Voltaires unzertrennlicher Gefährte! — schlechter als hier wirst du an keinem Orte in der Welt bereitet.

Die Gastwirthe lassen sich das zum allgemeinen Bedürfnisse gewordene Getränk so theuer bezahlen, daß ihr reiner Gewinn erweislich noch mehr, als 100 pr. Ct. beträgt, und dennoch schwängern sie den Saft der edlen Bohne mit jenem der geschmacklosen prosaischen Zichorienpflanze; die Procedur ist nicht besser, als wenn ein Hans Ballhorn Göthes Faust in die Mache nehmen wollte.

Verwünschtes, unseliges Continentalsystem! — muß denn jedes erstandene Uebel noch im Fliehen gerade die stinkende Hefe zurücklassen? Dabei gestehen Euch die Wirthe die Mischung zuweilen auch geradezu ein, sie sprechen: „Der Kaffee gewinnt dadurch, er schmeckt lieblicher, als in seiner eigenthümlichen Gestalt."

Jenes Getränk, welches gewöhnlich in den Häusern des Mittelstandes und des Volkes statt Kaffee bereitet wird, verdient diesen Namen durchaus nicht mehr; ekler konnte des weisen Sokrates Schierlingsbecher unmöglich munden.

Ihr, des Südens Bewohner alle! — führt das Geschick Euch nach Berlin, kaufet von dem Kunsthändler Stobwasser eine zu dem Be-

huf sehr zweckmäßig eingerichtete Maschine und bereitet Euch den Kaffee selbst! — es ist ein treu gemeinter Rath, den Euch der Landsmann ertheilt.

Selbstmorde.

Sie sind hier nicht weniger selten, als in London, Paris und beinahe allen Hauptstädten Europas.

Es vergeht keine Woche, in welcher sich nicht mehrere Menschen erschossen, ersäuft oder erhängt hätten.

Sehr häufig wird nicht ausgemittelt, wer der Selbstmörder gewesen ist.

Ein seltsamer Umstand fiel mir auf: Es läßt sich annehmen, daß die Hälfte dieser Unglücklichen weder aus Geldnoth, Eifersucht noch den anderwärts gewöhnlichsten Motiven sich entleibte, sondern aus Verzweiflung über eine traurige Krankheit, an der sie leiden und an deren Heilung sie nicht mehr glauben mögen, weil das

Uebel schon zu bedeutend geworden und zu weit um sich gegriffen hat.

Trotz einer Legion Aerzte und trotz der Aufmerksamkeit der Polizei wüthet dieses schreckliche Uebel hier mehr, als in andern Hauptstädten; man staunt, wenn man die Quantität des Merkurs und anderer Gegenmittel nennen hört, welche jedes Jahr in den Apotheken consumirt wird; dieses Staunen verdoppelt sich in des Arztes Augen, der weiß, in welch' geringen Gaben jene Remedien angewendet werden müssen.

Der freimüthige Ulrich von Hutten kämpfte viele Jahre mit jener Krankheit und scheute sich nicht, über dieselbe ein eigen Büchlein herauszugeben; entweder hatte das Uebel zu Huttens Zeiten einen andern Charakter, oder — seinen Zeitgenossen wohnten in Beurtheilung desselben andere Grundsätze bei, denn heutigen Tages der Welt? — —

Zweikämpfe.

Ich gebe es zu, ein belachenswerthes Vorurtheil bleibt es, daß Menschen ihre beleidigte Ehre dadurch hergestellt und noch erhöhet glauben, wenn sie dem Feinde ein Spitzchen von der Nase abgehauen, oder ihm durch den Rockschooß eine Kugel gejagt haben: aber noch viel lächerlicher erscheint mir das Benehmen, welches die höchsten Gewalten in Deutschland gegen Duellanten darstellen.

Der Zweikampf ist streng durch das Gesetz verboten, wer gegen das Gesetz handelt, ist ein schlechter Staatsbürger; wenn sich aber im gegebenen Falle z. B. ein Offizier auf das Gesetz beruft, so erklären die Kameraden ihn für unwürdig, in ihrem Reigen zu weilen, und der Fürst sanctionirt das zweite gröbere Vorurtheil dadurch, daß er den guten Staatsbürger zum Teufel jagt.

Erzählt dieses den rohen, unwissenden Barbaren im Innern Afrika's, sie werden Euch aus-

lachen und sprechen: Ihr klugen Leute seit dennoch Narren.

Man handelt in diesem Punkte hier um kein Haar vernünftiger, als im ganzen übrigen großen deutschen Vaterlande. Der Buchstabe des preußischen Gesetzes will den Duellanten, wenn er Mörder wird, ungemein hart bestraft wissen, aber, du guter Gott, wie stånde es um Borussiens Justitia, wenn sie in allen Fällen gleiche Inconsequenz zeigte? — —

Neulich schoß ein Hauptmann v. Witzlaff den Lieutenant Grafen v. Logau im Zweikampfe auf dem Flecke todt, und erst vor wenigen Tagen tödtete ein Lieutenant Klatsch den Studenten Baron v. Schmelling — ein vorlautes Bürschchen, das sein Mißgeschick mit Haaren herbeigezogen hatte. —

Beide Mörder zeigten sich wenige Tage nach vollbrachter blutiger That öffentlich wieder in der Hauptstadt und beider Kopf steht fest auf dem Rumpfe.

Wie gesagt: Ich halte den Zweikampf für ein großes Vorurtheil, aber wer entscheidet, ob es in der menschlichen Gesellschaft nicht Vorurtheile

giebt, deren gänzliches und gewaltsames Verbannen mehr Unheil stiften würde, als das Uebel selbst?

Für ein also gestaltetes Uebel komme ich in Versuchung den Zweikampf zu halten, wenigstens würde seine gänzliche Verbannung in Armeen nachtheiligen Einfluß üben, weil durch sie der sogenannte esprit de corps, der durch das Landwehrensystem und andere Dinge in neuern Zeiten ohnehin allerwärts gesunken, noch mehr leiden würde.

Profanen wird sich der Satz paradox darstellen, allein erfahrene — denkende Militärs werden mich verstehen. Gerade der Zweikampf bleibt unter den Offizierkorps stehenden Armeen die Basis, auf welche die gegenseitige nöthige Höflichkeit und Achtung sich gründet; er hält den Vorlauten, den Hitzkopf, den Uebermüthigen und den sich zu ungerechter Willkühr hinneigenden nächsten Vorgesetzten im Zaume.

Daß die statt des Zweikampfes vorgeschlagenen sogenannten Ehrengerichten nur ganz erbärmliche Surrogate sind, läßt sich a priori und a posteriori erweisen.

Kein drittes Mittel bietet sich dar: Man mache den Zweikampf, wie im Mittel-

alter, gesetzmäßig, aber — man erschwere die Erlaubniß auf alle mögliche Art, nur erhebliche Motive, schwere Beleidigungen öffnen die Schranken, und ist die Sache erst so weit gediehen, verlasse nur ein Streiter lebend den Kampfplatz; Spiegelgefechte mögen strenge verboten bleiben.

Ich weiß es, viel läßt sich dagegen einwenden, doch man widerlege mich, man stelle Besseres auf! —

Bankerotte.

Sie fallen in Berlin ungemein häufig vor, obgleich die Residenz im eigentlichsten Sinne des Wortes nichts weniger als eine Handelsstadt gelten kann.

Es geht dabei zu, wie beinahe allenthalben: Unbedeutende arme Teufel, die ein kleines Falliment machen, kommen schlecht weg, indessen große Spitzbuben sich schon zu helfen wissen; man denkt bei solchen Gelegenheiten unwillkührlich an die

bekannte alte Posse des italiänischen Lustspieldichters Friederici.

In der allerneusten Zeit erregte der seltsame sehr große Bankerott des jüdischen Arztes Dr. Böhm allgemeines Aufsehen.

Herr Böhm diente nicht nur allein dem Aeskulap, sondern auch dem Merkur, und gewann in beider Dienst ansehnlich. Der Doktor fing nun an, immer mehr um sich zu greifen; das Glück begünstigte ihn. Ein ehemaliger Bierbrauer, Herr S., schoß ihm allein 30,000 Thlr. vor und Böhm konnte allenthalben Geld erhalten.

Israels Sohn nutzte diesen ausgebreiteten Kredit im vollen Maaße, allein so bedeutend auch seine Revenüen waren, mit seiner grenzenlosen Verschwendung vermochten sie keinesweges gleichen Schritt zu halten, denn der Doktor lebte ganz und gar im Geschmacke eines mächtigen und reichen Orientalen.

Kostbare Teppiche deckten die Fußboden; herrliche Tapeten die Wände seiner fürstlichen Wohnung, in welcher allenthalben Pracht und verschwenderischer Aufwand sich darstellten. Mit

den reizendsten und blühendsten Mädchen theilte der üppige Jude das weiche Lager und ein Paar grimmige Doggen bewachten den Eingang seines Schlafgemaches.

Am meisten aber kostete dem Doktor — seine Rosenliebhaberei; er hatte einen ganzen Wald von lauter seltenen Rosenbäumen und Gesträuchen angelegt, die er aus allen Gegenden der Welt verschrieb. Selbst der König und seine erhabene Familie verschmäheten nicht, den auserlesenen Rosenhain des Israeliten zu besuchen; der König äußerte besonderes Gefallen an einigen vorzüglichen englischen Rosenbäumen, und da gerade einige Wochen darauf des Monarchen Geburtstag fiel, den er gewöhnlich auf der Pfaueninsel zuzubringen pflegt, so führte der Jude eine in der That glückliche Idee aus; er ließ nämlich die bezeichneten englischen Rosenbäume ausheben und in elegante Kübel setzen, mit welchen er in der Nacht, welche des Königs Geburtstag voranging, nach der Pfaueninsel schiffte. Als der Souverain aufstand, fand er die Rosentöpfe bereits unter seinen Fenstern und natürlich nahm der gütige Fürst des Doktors zarte Aufmerksamkeit

sehr gnädig, daher man jetzt auch behauptet: der König werde einen Theil der Böhmischen Schulden bezahlen, ein Gerücht, welches man indeß keinesweges verbürgen will.

Der Bankerott jenes genialen Doktors wird hier übrigens allgemein auf 100,800 Thlr. (?) angegeben. Um von der prachtvollen Einrichtung dieses Menschen einen Begriff beizubringen, bemerkt man nur noch, daß in der Auktion seines Mobiliars ein Tischchen von Mosaikarbeit für 1500 Thlr. wegging.

Dramaturgische und literarische Kritik.

Beim Schiller läßt sich das Flüßlein Spree vernehmen:

„Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem."

In dem Sinne, welchen der Dichter mit den Worten verband, schweigt das Flüßlein in diesem

Augenblicke noch und wird aller Wahrscheinlichkeit nach noch lange schweigen.

Mit der Produktion lassen wir uns nicht ein, ziemlich verrufen ist unsere Muse, aber als Kritiker wähnen wir Thuiskons Matadore zu sein; wir verstehen durchaus keinen Stiefel zu machen, aber wie ein guter Stiefel beschaffen sein müsse, das wissen wir Euch aufs Pünktchen anzugeben. So war es in Berlin immer und so ist es noch! und doch wird es anderwärts wieder nicht schwer zu beweisen, daß seine Kritik selbst — die dramaturgische sowohl, *als die literarische* — unter aller Kritik ist.

Seltsame Menschen weihen sich hier diesem erhabenen Richteramte, als: verdorbene Referendarien, fortgejagte Offiziere, Spieler von Profession u. s. w., lauter Menschen, welche zur Selbstproduktion verdorben sind und im Schimpfen eine Erwerbquelle suchen.

Einige Zeit befand sich ein gewisser D. J. in Berlin, der es als Kritiker arg genug trieb; dieser Herr wird als Verfasser des berüchtigten Briefes genannt, den der geschätzte Mime Eßlair, welcher hier einige Gastrollen gab, wenige Minu-

ten, bevor er auf die Bühne treten sollte, erhielt und wodurch ihm mit einer zermalmenden Kritik gedroht wurde, insofern er sich nicht mit einigen Louisd'oren loskaufen würde. Es macht Hr. Eßlairs Besonnenheit Ehre, daß er das anonyme saubere Schreiben vor dem Beginnen des Schauspiels der Versammlung öffentlich vorlas.

Derselbe D. J. schenkte auch mir einst die Ehre seines Besuches. Es war so eben ein neues Werk von mir angekündigt worden. Hr. D. J. lenkte sogleich das Gespräch auf diesen Gegenstand und gab mir zu verstehen, daß er Mitarbeiter eines bekannten kritischen Blattes sei, worauf er mich ersuchte, ihm drei Thaler zu borgen. Voll Indignation lehnte ich das Ansinnen ab; trotzig verließ mich der Mensch und nach wenigen Wochen schon wurde mein neues literarisches Produkt in der erwähnten Zeitung auf eine höchst hämische Weise beurtheilt. Uebrigens schämte sich jener D. J. auch nicht, ohne Umschweife geradezu zu betteln; meinen theuern Freund, den gutmüthigen Jul. v. Voß hatte er auf diese Weise schon mehreremale in Kontribution gesetzt, und eines Morgens ganz früh kam er

einmal zu diesem bekannten Schriftsteller und wahrscheinlich um dessen Mitleid in der höchsten Potenz anzuregen, versicherte Hr. D. J., es sei nun mit ihm leider so weit gekommen, daß er kein Obdach mehr finden könne, und er habe daher die vergangene Nacht unter dem Galgen vor dem Oranienburger Thore schlafen müssen.

Der geneigte Leser staunt und dennoch ist es reine Wahrheit, die man hier, wie immer, vorträgt.

Um zu betteln nahete Hr. D. J. auch dem reichen Banquier D*ll***, dieser aber sagte ihm: „Sie sind ein schöner Geist und müssen als solcher Schakspeares Werke gelesen haben, daher werden Sie auch wissen, daß der brittische Dichter vor Borgen warnt."

Gutmüthiger wenigstens war der Kritiker R., der sich ein Paar Jahre in Berlin umhertrieb. Der Mann trug einen alten, schmutzigen, ganz zerrissenen Rock und, statt des Stockes, einen Besenstiel.

„Aus den Löchern deines Rockes guckt allenthalben der Stolz hervor!" rief einst Sokrates

einen Cyniker zu. Aehnliches durfte man mit Recht dem Herrn R. nicht sagen, denn Stolz und Selbstgefühl naheten ihm nie.

Eines Tages begegnete mir jener arme Teufel in seinem traurigen, in der That Mitleid erregenden Aufzuge in der Brüderstraße. Herr R. versicherte mich, daß er schon seit zwei Tagen keinen Bissen gegessen habe und bat mich, ihm vier Groschen zu borgen, damit er sich nothdürftig sättigen könne. Ich reichte dem Manne einen halben Thaler, worauf er mich seiner ewigen Freundschaft versicherte — gern hätte ich, um diesen Preis nicht zu erringen, mein Geld wieder zurückgenommen — und meine neusten Schriften wurden nun durch Herrn R. in mehrern kritischen Blättern ungemein herausgestrichen.

Armes Publikum, wie wirst du gemißbraucht und wie unzuverlässig sind die Richter, welche dein Urtheil lenken! Wie aber soll man nun von gelehrten Instituten denken, die solchen Leuten Theilnahme als Mitarbeitern gestatten? — —

Nicht um ein Haar besser treiben die Theaterrecensenten ihr Wesen und die Herren sind dabei so Geistesarm, daß sie nicht verschmähen,

ganze Phrasen aus Schlegels dramatischen Vorlesungen oder aus dem Conversations-Lexikon wörtlich abzuschreiben und ihren kritischen Artikeln einzuverleiben.

Wem darum zu thun ist, über diese Punkte noch genauer unterrichtet zu werden, den verweisen wir auf die Abhandlung über das Recensentenunwesen zu Berlin, welche Hr. Jul. v. Voß seinem Lustspiele: die beiden Gutsherren genannt, vordrucken ließ.

Meierbeeriana.

Ueber den Rang, welchen Herr Meierbeer unter den jetzt lebenden deutschen Tonkünstlern einnimmt.

Kann es hier, kann es an irgend einem Orte einen ächtern Maaßstab geben, als Celebrität? — Die Stimme von Tausenden muß doch gewichtiger sein, als die des Einzelnen. Sagt dieser: Ich bin ein Kenner, so hat er doch damit nicht

bewiesen, daß er ein ächter sei (unächte Kenner, auch unächtes Urtheil) und viel weniger, daß man unter den Tausenden keine ächte zähle. Viel Lob giebt Celebrität, aber auch viel Tadel, am meisten neidischen; man denkt: es kann doch nichts Untüchtiges sein, was den Neid so waffnet. Billige vertheidigen dann mit Unrecht Getadeltes, mehren sein Lob. Manche Kunstschöpfungen werden nicht getadelt, noch — von guten Freunden — gelobt, weil sie zu geringhaltig sind, den Neid anzuregen. Füglich können wir nur drei Rangfolgen — man spricht von Theaterkomponisten — bestimmen. Eine, die nicht bloß im Vaterlande, sondern auch weit über seine Grenzen hinaus, sich rühmlich bekannt gemacht hat. Unter den Zeitgenossen leuchtete da bisher nur ein solcher Stern erster Größe, Winter, denn Beethoven hat nur als Instrumentalist in der Ferne Celebrität. Die zweite Ordnung begreift die, welche im Vaterlande allenthalben — mehr oder weniger — rühmlich gekannt sind, hier näher bestimmt: deren Kompositionen man auf allen, oder den meisten, — wenigstens vielen — deutschen Repertoiren sieht. Es giebt manche, wiewohl die Zahl auch nicht

groß ist, und sie können hier ungenannt bleiben. In den letzten — wimmelnden — Rang stellen wir solche, deren Sächelchen wohl so hingehen — mehr oder weniger ephemerisch — aber von Donau Isar, Elbe, Spree, u. s. w. sich durchaus nicht, oder doch ungemein schwer, ein wenig fortbewegen. Die sinnigen, bei ähnlichen Gelegenheiten oft schon angeführten Sprichworte: Der Heller gilt am meisten, wo er geschlagen ist, und: Der Prophet gilt nicht im Vaterlande, (hier besser Vaterstadt,) finden bei unsern drei Klassen eine treffende Anwendung. Man sieht hier die Hochmeister, die gewöhnlichen Meister, — worunter tüchtige — und endlich die Gesellen und Lehrlinge, von denen manche Lebelang nichts Rechtes lernen, es müßte denn ein rechter Dünkel sein, woran sie häufig die Meister übertreffen.

Die Klassen haben noch folgende Eigenthümlichkeiten. Die erste recensirt in der Regel nicht; es ist da bei den Tonkünstlern anders, als bei den Schriftstellern; von einem recensirenden Gluck, Haydn, Mozart, Winter, Beethoven hat man nie gehört; doch spricht sie zuweilen ein Impulswort aus. Die zweite ist meistens auch zu

stolz zum Recensiren; geschieht es aber, so ist es von Belang, man liest Gründliches. In der letzten Klasse hingegen wird am meisten, wie reminiscirt, auch recensirt, da kommt das Ungründliche, Halbe, Nachgebetete, Leidenschaftliche u. s. w. reichlich zum Vorschein. Manche darunter können sich nicht einmal in die dritte Klasse erheben, und da paßt es gut, wenn man oft von ihren Beurtheilungen sagt: sie sind keinen Heller werth. Zur Seite stehen ihnen noch die kritischen Dilettanten, die Liebhaber, welche immer den Satz wiederholen: man könne ein großer Theoretiker und doch praktisch ein Stümper sein, es aber meistens bei dem Letztern bewenden lassen; die kleinen ästhetischen Universalgenies, die von allem nach Büchern schreiben können, und nach Umständen für und gegen die Sache; freilich ist es aber auch danach.

Das beiläufig; nun kommt es darauf an, in welche Ordnung wir Herrn Meierbeer zu stellen haben. — Er ist ein Berliner, seine Werke sind vertrieben weit in Deutschland. In Wien hat er große Auszeichnung, doch auch die Ehre einer Aufmerksamkeit erregenden Kabale genossen.

In München dagegen war der Beifall des Publikums noch einstimmender (und dieses Publikum gilt in ganz Deutschland — ein billiges, ein gerechtes). In Prag hat man einer seiner Opern dreizehnmal hintereinander aufgeführt; in Stuttgart, Dresden und in andern bedeutenden Städten Deutschlands hat er ungemeinen Beifall erzielt. In Berlin war das Publikum für, die Kritik gegen ihn, eine ganz ungewöhnliche Anstrengung aufbietend, das Publikum gegen ihn einzunehmen, eine Anstrengung, wie sie bei gewöhnlichen Talenten sicher nicht auftreten wird. Dieses Alles würde ihn in den zweiten Rang stellen. Nimmt man den in Italien erzielten Ruhm aber noch hinzu, der beispiellos ist, einen Ruhm, dessen sich aus der zweiten Ordnung jetzt lebender deutscher Tonkünstler doch Niemand rühmen kann, so wird man genöthigt sein, Herrn Meierbeer den ersten Rang zuzuerkennen, wo er nur einen Nebenbuhler findet *).

---

*) Ich kann mit voller Wahrheit behaupten, den Abt Vogler (Meierbeers großen Meister) genau gekannt zu haben, denn Jahr und Tag lang war mir zu München das Glück beschieden, jeden Sonn-

Daß seinen Feinden eine solche Bestimmung höchst verdrießlich sein muß, leuchtet ein, doch ist ihnen nicht zu helfen, sie müßten denn einen ächteren Maaßstab als Celebrität und einen deutschen Tonkünstler nachweisen, der so mannigfachen Ruhm in der Heimath und so ungemein ausgezeichneten in Italien gewonnen hätte.

Ich lernte Herrn Meierbeer vor Jahren in München kennen, war Zeuge, wie allgemein man dort seinen ausgezeichneten und seltenen Talenten huldigte, und denke eine eigene Bildungsgeschichte des Künstlers für eine der Berliner Zeitschriften zu schreiben, wozu ich schon vielen Stoff sammelte. Nun auch Zeuge der Dornenkrone, welche man Hr. Meierbeer in seiner Vaterstadt wand, bemerkte ich, daß Winter einst ähnliches erfahren hat. Sein Opferfest wurde beim ersten Erscheinen

---

tag mit ihm in dem kleinen Zirkel einer äußerst gebildeten und kunstsinnigen Familie zu speisen. Bei diesen Gelegenheiten pflegte Vogler oft zu sagen: Meierbeer war und ist unter allen meinen Schülern der einzige, (es sind des Abts eigene Worte,) von welchem ich mir mit Bestimmtheit vorauszusetzen getraue, er werde Ungewöhnliches in der Kunst leisten.

in einer gewissen deutschen Stadt eben nicht günstig aufgenommen, und späterhin soll man es sogar in Philadelphia dargestellt haben.

Was sind denn einige feindliche Recensionen, die ungefähr so urtheilen, als wenn man ein für Paris gefertigtes Trauerspiel in London nach englischem Typus würdigte? Jede schwache Stelle sorgsam herauszuklauben und das Gute noch sorgfältiger zu verschleiern, durch Spott und Muthwillen zu ergänzen, was nicht gründlicher Tadel vermag, sind abgenützte Kunstgriffe. Das Publikum aber, die höchste Autorität, hat die jetzt hier unübliche Form um der allgemeinen und eigenthümlichen Schönheiten willen übersehen und diesen mit großem Beifalle gehuldiget. Es giebt zu ahnen, der Prophet werde auch in der Heimath noch gelten, und der rechte muß das endlich auch. Für jetzt aber bringen wir hinsichtlich seiner des geistreichen Welschen Casti sinnige und wahre Worte in Anregung, welche also lauten:

„Pur fra gli applausi ed i sonori encomi
Te non risparmierà l'acuto dente
Della furtiva tacita censura,
D'ogni pensier, d'ogni opra e d'ogni accento

Interprete maligna, a sparger pronta
Ombre e sospetti, o a mescer falso a vero.
Ma di malvagità strali impotenti
Tu non curar, in tua virtù sicuro."

(Unter lauten Lobeserhebungen
Und Klatschen schont dich nicht der scharfe Zahn
Des heimlichen, verstohlnen Tadels; der
Legt jede Handlung, jeden Laut und jeden
Gedanken tückisch aus. Verdacht und Argwohn
Verstreut er, mischt Falsches unter Wahres.
Doch achte du, durch deine Tugend sicher,
Ohnmächt'ger Bosheit schwache Pfeile nicht.)

* * *

Nachdem Herrn Meierbeers neuste große Oper zum erstenmal in Berlin über die Bretter gegangen war und nachdem dieser große Tondichter von dem Recensentenpack auf eine höchst hämische Weise behandelt worden war, äußerte ich diese Ansichten in einer großen Gesellschaft. Man sagte mir: „Aber warum theilen Sie diese Ihre Meinung nicht öffentlich mit?" — und ich ließ hierauf den vorstehenden Artikel wörtlich in der Voßischen Zeitung und zwar mit meines Namens Unterschrift abdrucken.

Die Sache machte Aufsehen und die Expedition jener Zeitschrift verkaufte eine Menge Exemplare, in welchen der Artikel sich befand, einzeln.

Der Recensent kam hart in's Gedränge, was sollte er der Stimme der Wahrheit entgegnen? — doch ganz zu schweigen hielt man auch nicht für rathsam und man suchte sich daher durch einen Witz zu helfen. Der Pseudokritiker antwortete in der Spenerschen Zeitung auf meine Vorwürfe durch ein Epigramm; es lautete:

„Bewahr uns, lieber Gott! in allen Gnaden!
Die Opposition hat nun einen Schaden."

Ich hielt es unter meiner Würde, mich in einen unnützen Streit in der Sache einzulassen, allein Andere nahmen meine Partie und man rief den Recensenten zu:

„Durch Schaden wird man klug! — drum rief man Euch den Schaden;
Ihr aber sprecht: dafür bewahr' uns Gott in Gnaden!"

Dieses gab die Losung zu einem heftigen Epigrammenkrieg, der das Publikum weidlich belustigte und dem ich selbst als kalter Zuschauer

ohne alle Theilnahme beiwohnte; doch auch in diesem Kriege strichen endlich die Recensenten freiwillig die Segel und ich könnte mich hier eines literarischen Triumphes rühmen.

Die Thatsache mag übrigens dazu beitragen, Berlins Theaterrecensenten näher zu charakterisiren.

Spontini und Weber.

Auf Betrieb des sehr wissenschaftlich gebildeten Königl. General-Adjutanten, Generals von Witzleben, kam jener Tondichter im Jahre 1820 nach Berlin. Der Ruhm war ihm vorausgegangen, die Vorstellungen seiner Opern: Die Vestalin und Cortez gehörten zu den glänzendsten auf dem hiesigen Theater, so war auch der Empfang des Künstlers ungemein schmeichelhaft; vor ihm hatte auch nie ein Kapellmeister hier ein reicheres Einkommen gefunden, als Spontini. Allein es währte nicht lange, so erreichten ihn auch mannigfaltige Unannehmlichkeiten. Erst lie-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ferte sein Amtstitel den Stoff. Kapellmeister zu heißen schien zu geringlautend, man wollte ihn daher General-Intendant der Musik nennen; ein Prädikat, welches übrigens in ältern Zeiten schon Düport geführt hatte. Dem General-Intendanten der Schauspiele, Grafen Brühl, war es jedoch mißfällig, dünkte ihm Eingriff, Gleichstellung. Einen General-Direktor, aber keinen General-Intendanten der Musik wollte er zugeben, und man las im Freimüthigen etliche Briefe über diesen hochwichtigen Titulargegenstand.

Der Kapellmeister Weber fand sich noch tiefer gekränkt, vom zeitherigen ersten Kapellmeister auf die zweite Stufe hinabversetzt zu sein, und ein viel geringeres Dienstgehalt zu beziehen. Weber hatte sich in der That Verdienste um die Ausbildung des Orchesters erworben, manche seiner Compositionen, z. B. die Oper Deodata, die Wette, früherhin Muderra, die Melodramen Hero, der Gang nach dem Eisenhammer u. a. m. waren beliebt. Die Kränkung gewann um so mehr Platz, als Weber

Bayerische Staatsbibliothek München

bei Spontinis Ankunft kränklich und immer empfindlich war. Spontini stattete ihm einen Besuch ab, und sprach bei dieser Gelegenheit: er wolle den Zustand der hiesigen Musik — verbessern. Dies nahm Weber gewaltig übel, und meinte, Jener hätte wohl höflicher und glimpflicher sich ausdrücken können: er wolle dies und das verändern und seinen Kollegen dabei zu Rathe ziehen. Spontini ist aber offen, ohne daß man ihm Stolz zur Last legen dürfte. Wäre Weber gesund gewesen, so hätte sich ohne Zweifel eine beiderseitige Feindschaft angesponnen, indeß nahm Webers Uebel zu und er besuchte im Sommer 1820 das Bad in Ems; Witzlinge sagten: er sei an Spontini krank. Bei dem Allen war er schon seit einigen Jahren mit Leiden an Brust und Unterleib behaftet. Der Gesundbrunnen half nicht, nach Webers Zurückkunft trat ein Blutsturz ein, woran er den Winter siechte, und im März 1821 starb. Bei dem solennen Begräbniß zeigte sich Spontini, und äußerte Rührung.

Vom Publikum, wenigstens seinem engen ästhetischen Ausschuß, hatte Spontini aber auch

feindliche Nachrede und Neckereien zu dulden. Bald hieß es: er sei wohl ein Componist aber kein Dirigent, und das Orchester hätte sonst mehr geleistet, bald gar: er dirigire Glucks und Mozarts Opern absichtlich unvollkommen, um die seinigen desto mehr zu heben. Daß er mit der Oper Olympia so lange zögerte, fand auch Tadel genug. Doch als in der Voßischen Zeitung ein Recensent ihn hämisch genug angegriffen hatte, fand er auch eifrige Vertheidiger.

Immer ist Spontinis Künstlerruhm indeß begründet und die nach dem: *praesentia minuit famam* handeln, lassen in der Regel erwarten, daß sie den ihrigen nie begründen werden.

Stutzer.

Diese Kreaturen, die in keiner großen Stadt fehlen und welche, wie ein französischer Schriftner des vorigen Jahrhunderts sehr witzig sich ausdrückte *), nach dem Beispiele ihrer cispyrenäischen Brüderchen, Pferde, Hunde, Jokays, Schulden ꝛc. und blöde Augen haben — der große Linné vergaß diese Gattung zu klassificiren — werden hier gewöhnlich von dem skurrilischen Theile des Publikums Zierbengel genannt.

Der Ausdruck gefällt mir, bin ich anderwärts schon kein Freund des Purismus.

Die höchste Arroganz und Dummdreistigkeit stellen die israelitischen Zierbengels dar; empfängt solch' ein jüdischer Incroyable auch einmal ein Paar Ohrfeigen — hier nennt man die Frucht:

---

*) Er schrieb über Madrid.

Backpfeifen — er schüttelt sie ab, wie ein Pudel die Jagdhiebe.

Die merkantilischen Zierbengels heißen seltsam genug: Lords vom Mühlendamm *). Gegen diese muß der Verständige dennoch einige Toleranz üben. Sechs Tage lang sind sie thätige und nützliche Glieder der Gesellschaft und nur am siebenten putzen sie sich heraus, gallopiren auf lahmen Philisterpferden und geben allerlei unnütze Streiche an.

Wäre unter sieben Menschen nur einer verrückt oder bös, übten *alle* sechs Tage in der Woche ihre Pflichten gewissenhaft — traun! es stünde besser um die Welt.

---

*) So wird zu Berlin eine lange Colonnade genannt, unter der sich eine Menge Kramladen, einer am andern, befindet; die Kommis dieser Laden nun sind die Lords vom Mühlendamme.

Orden. — Das eiserne Kreuz.

In Preußen giebt es viele Orden, nun sie gehören einmal in militärischen Staaten unter die Bedürfnisse. Gefallen will es mir übrigens durchaus nicht, daß mit dem Besitze der militärischen Orden hier keine Revenüen verbunden sind; sprecht so viel Ihr wollt von Ehre, Geld bleibt doch die Axe, um welche im Menschenleben alle Anstrengungen sich drehen, der Soldat, der Offizier sind ohnehin schlecht genug bezahlt, ihre Subsistenz im Alter ist noch weniger gesichert, was kann mehr den Krieger reizen, sich auszuzeichnen, als wenn er durch eine kühne Waffenthat hoffen darf, sich für Lebenszeit eine Zubuße zu erringen, durch welche er für die Zukunft vor dringender Noth geschützt wird.

Außer dem schwarzen und rothen Adlerorden existirt ein militärischer Verdienstorden, der in

neuern Zeiten sparsam verliehen wurde und sich immer seltener zeigt.

Denkwürdig, bedeutungsvoll und ehrwürdig bleibt mir das Zeichen des eisernen Kreuzes; dieser Orden wurde bekanntlich von dem jetzigen Könige bei'm Beginnen des heiligen Völkerkrieges gestiftet, allein vielleicht ging man mit Ertheilung des schwarzen Kreuzes zu verschwenderisch um, wodurch es an seinem ursprünglichen Werthe schwerlich gewonnen haben mag.

Aerzte.

Namen, wie: Hufeland, Gräfe, Rust u. s. w. bürgen für die Vorzüglichkeit der hiesigen Aerzte; doch habe ich mich überzeugt, daß sich unter der großen Menge der Hippokrat'schen Familie in der Hauptstadt auch Charletane und Ignoranten genug befinden. Ein Arzt, aus Israels Stamm entsprossen, — er nennt sich

M**** — ist mir bekannt geworden, von dem man mit Fug und Recht schreiben kann:

„Er ist e Doktor für die Hunde,
Und ein wahrer Schrecken für Gesunde."

Einem meiner Freunde, der an Blasenbeschwerden leidet, rieth Herr M. ganz ernsthaft als ein probates Mittel an, Knoten in's Hemde zu knüpfen.

Es ist mir von jenem jüdischen Arzte auch zufällig ein Attestat zu Gesichte gekommen, welches er einem unvermöglichen Kranken ausgestellt hatte, und ich wollte beschwören, daß in dem Zeugnisse bei weitem mehr grobe Fehler gegen die Orthographie, als Sylben gezählt werden konnten, und doch beabsichtigt Herr M. ein großes Werk über die Arterien herauszugeben; ich kondolire hiermit im voraus feierlichst dem medicinischen Publikum zu diesem Beitrage — des tollsten Unsinnes.

Die Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thore.

Diese kolossale Viktoria mit ihrem Viergespann ist eine wahre Zierde der herrlichen Pforte und ein großes Meisterstück seiner Art.

Merkwürdiger und bedeutender ist die Statüe durch ihre seltsame Schicksale geworden; Napoleon führte sie bekanntlich nach Paris und pflanzte sie auf die Zinnen des Invalidenhauses, von wo sie Preußens tapfere Krieger im Jahre 1814 wieder abholten.

Das Ereigniß zu verewigen — hätte man das Geschäft doch den Annalen der Geschichte und der Volkstradition überlassen — gab man nun der antiken Viktoria einen Stab mit dem modernen eisernen Kreuze in die Hand. Unglück=

liche Idee! würdet Ihr es dem Pinsel eines heutigen Malers Dank wissen, wollte er Guido Renis Madonna ein Bouquet auf den Busen klecksen?

Das schöne Geschlecht.

Mehrere Reisende, welche über Berlin schrieben, sprachen dem schönen Geschlechte im allgemeinen Schönheit ab.

Entweder müssen die Herren blind, oder ungemein übelwollend gewesen sein.

In Süden entzückt uns die üppige Brünette mit dem feurigen Blick, der Lüsternheit verkündet.

Die Blonde, mit dem sanften blauen Auge und dem schwärmerischen schmachtenden Zuge um den lieblichen Mund, fesselt uns im tiefern Nord; doch hier in Berlin könnt Ihr diese und jene Schönheit häufig erschauen, der Geschmack Aller wird befriedigt; in erfreulichem Gemische stellen jene eigenthümlichen Reize sich noch lockender dar.

Der Wuchs der Damen erinnert an die Cedern des Berges Libanon, und sehr vortheilhaft wissen sie sich zu kleiden.

Die erwähnte Mischung weiblicher Schöne wird häufig gefunden, und gar interessant erscheinen diese Halbblondinen und Wollust athmende Halbbrünetten geschmackvoller Kenner Augen.

Wird der berliner Jargon nicht in der rüdesten Weise gesprochen, so tönt er aus schönem Munde in der That einschmeichelnd und weich.

Eine oberflächliche Bildung ist den meisten Damen eigen, und ist sie aus Romanen wohl größtentheils entlehnt, sie spricht dennoch an.

Als Hauswirthinnen hört man die reizenden Frauen selten genug loben; dagegen seufzen Fremde, die mit Berlinerinnen sich verbanden, oft: „Hätte ich es doch nimmermehr gethan!"

Weiber wie Mädchen sind in der Regel galant; wohlgebaute, junge, artige Ausländer sagen ihrem Gout ganz vorzüglich zu; doch zart wollen die Huldgestalten auch schon behandelt sein; will man von ihnen geliebt werden, so muß man sich bestreben, zu gefallen, man muß auf feine Garderobe

halten, muß aufmerksam, zuvorkommend, liebenswürdig sein.

Ungemeine Vorsicht anderer Art bleibt sehr empfehlungswerth: in den Mittelständen nämlich mahnt die Eifersucht der Ehemänner zuweilen an jene der Hispanier und Muselmannen; nun die Leidenschaft läßt sich hier allerdings entschuldigen.

E h e n.

Werden sie, wie man zu sprechen pflegt, in der That im Himmel geschlossen, so muß es ein ungemein schalkhafter oder leichtsinniger Engel sein, den der liebe Gott, in diesem Punkte, zum Anwalde der Berliner bestellt hat.

Beinahe in den meisten Ständen wird die wichtige Angelegenheit auf eine ungemein kurze Art abgemacht: Heute sieht man sich, gewöhnlich an öffentlichen Orten, zum Erstenmale, des andern Tages gesteht der Ritter der

erlesenen Dulcinea Liebe, am dritten besucht man das Theater oder einen Ball gemeinschaftlich — und in der nächsten Woche darauf wird Verlobung gefeiert.

Vom Volke zumal könnte man ohne Uebertreibung — zumal seit die unselige Gewerbefreiheit waltet — sagen: Sie laufen zusammen, wie die ***d*.

Der Fall kommt häufig vor, daß die Leutchen nicht einmal so viel zusammenbringen, um dem Prediger die Trauungsgebühren entrichten zu können.

Die Folgen dieses Leichtsinnes können natürlich nicht ausbleiben: An keinem Orte in ganz Deutschland werden so viele Ehescheidungsklagen eingereicht, als in Berlin, und nirgends findet man eine größere Menge zerlumpter Bettelkinder, als gerade hier.

Preußens Population ist, im Verhältnisse seines Flächeninhalts, nicht bedeutend, und dieser Umstand verdient schon eine Berücksichtigung; allein die Bevölkerung der Hauptstadt ist groß

genug, hier schränke man solche tollhäuslerische Verbindungen ein, in den Provinzen werden dergleichen Maaßregeln schwerlich nöthig sein.

Im wohlhabenden Mittelstande stellen sich andere Verhältnisse dem ehelichen Glücke dräuend entgegen; die Männer setzen als Hausväter gewöhnlich die rüde, verschwenderische Lebensart, die sie sich als großstädtische Jünglinge angewöhnt, fort, und die Weiber ergeben sich ungebändigtem Kleiderluxus, wo nicht noch schlimmern Dingen.

Ein ehrwürdiger alter Justizkommissarius erzählte mir vor wenigen Wochen, zu ihm sei im Laufe des vergangenen Winters die junge, reizende Gattin eines mit Vermögen mäßig ausgestatteten, achtbaren und gewerbetreibenden Bürgers gekommen und habe von ihm den Entwurf einer Ehescheidungsklage verlangt; es machte sich folgendes Gespräch.

Der Advokat. Was haben Sie für Gründe, Madame! sich von Ihrem Manne wollen trennen zu lassen?

Die junge Frau. (verschämt.) Ich möchte sie nicht gerne nennen.

Der Advokat. Ei, ich bin ein alter Mann und eine Gerichtsperson, mir dürfen Sie ungescheut Alles sagen, es sei was es sei.

Die junge Frau. (sich vergessend und heftig.) Stellen Sie sich vor, Herr Justizkommissarius! mein Mann, der Barbar, will mir in diesem kalten Winter durchaus keine neue Pelzenveloppe machen lassen.

Der Advokat. Besitzen Sie denn nicht schon ein Kleidungsstück dieser Art; wie ich sehe, tragen Sie ja eine Enveloppe, ist sie vielleicht nicht Ihr Eigenthum?

Die junge Frau. Freilich wohl, ich habe auch noch eine bessere zu Hause im Spinde hängen, allein ich muß doch eine neue haben, der Nachbar hat seiner Frau auch eine machen lassen, und der ist gegen meinen Mann nur ein armer Schlucker, man muß doch ein bischen wenigstens auf seine Reputation halten!

Welche Beweise von Reputation! — O tempora, o mores! —

Schleier.

Sie werden hier von den Damen — besonders im Frühjahre und Herbste — entweder in weißer oder grüner Farbe häufiger noch als im übrigen Deutschland getragen.

Die Berlinerinnen sind stolz auf ihren ausgezeichnet feinen Teint und suchen ihn zu erhalten, indeß glaubt man doch, daß der Weiber Kokketterie mehr noch, als jene Rücksicht die Verschleierung befördert.

Ein sehr genialer gallischer Schriftsteller sagt: „Der magische Reiz des Verborgenen ist so mächtig, daß, wenn die Weiber nackt gingen, und nur einen Finger verhüllten, gerade dieser Finger unsere lüsterne Neugierde reizen würde.“

Der Mann hatte Recht, und ihr Instinkt sagt den Berlinerinnen von selbst: Es seie so.

Nun wir lassen uns die Verschleierung gefallen; feurige Augen leuchten funkelnder hinter dem feinen Gewebe, wie Sternlein zwischen düstern Wölklein heller strahlen.

Eine Fabel.

(Nicht Allen verständlich.)

Der Leu, umgeben einst von seinen Thieren,
Er wollte sich ein wenig amüsiren;
Gleich schlägt im Wald man eine Bühne auf,
Und alles Vieh rennt hin im vollen Lauf.

Sie bei der Bühne gnädigst anzustellen,
Es bitten unsern Herren die Gesellen,
Der Wolf, die Wölfin und das edle Roß,
Sie melden sich und noch ein großer Troß.

Nur tragisch wollen Wolf und Wölfin spielen;
In diesem Fach, spricht Wolf, glänz' ich vor Vielen!
Der gute Leu — ach! er verstand nicht viel,
Und akkordirt der Wölfe traurig Spiel.

Das edle Paar eröffnet nun den Reigen,
Man sieht den Leuen lächelnd Beifall zeigen;
Es sind die Wölfe listiger Natur,
Der Leu hub an — zu folgen ihnen nur.

Doch Zwei — sie können wenig jetzt agiren,
Drum muß man ander Vieh noch engagiren,
Und es geschah zu unsers Wolfs Verdruß,
Sein Neid allein der Noth doch weichen muß.

Der schlaue Fuchs bekommt die list'gen Rollen,
Es muß der Stier sich in's Orchester trollen,
Und der Etat — er ist gar bald komplet,
Ein Plätzchen nur dem Pferd und Esel fehlt.

Als Dichter wollen beide Thiere glänzen,
Doch setzt der Leu nun seiner Großmuth Grenzen,
Und spricht: „Ich brauche nur ein Dichterlein,
Dein Wort, mein Wolf! entscheide ganz allein."

Und wüthend schreit der Wolf: „Ich selbst bin Dichter,
Ich bin noch mehr — ich bin mein eigner Richter,
Es packe sich das Pferd, der Esel gleich,
Der Parnaß bleibe mir, er ist mein Reich."

Der Ausspruch will dem Leuen nicht gefallen,
Er spricht: Als Mime mag dein Lob erschallen,
Als Dichter aber taugst du wenig nur,
Mein Wolf! verfolge keine falsche Spur!

Das Wölflein muß des Herren Machtspruch weichen,
Und weil es den Olymp nicht kann erreichen,
Bestimmt nun sein und seiner Wölfin Rath
Die Wahl des neuen Dichters in der That.

Den Hippogryph, — man sieht ihn Ruhe zeigen,
Zu einem Esel kann man sich nicht neigen,
Denkt er — wenn mit dem stolzen Königsschritt
Ein Götterroß auch in die Schranken tritt.

Doch das Terrain — es kennt der Esel besser,
Er schneidet auf bald mit dem großen Messer,
Dann leckt er aber auch der Wölfin Koth,
Und eine Tugend macht er aus der Noth.

Die Demuth kann bei Damen nimmer schaden,
Die Wölfin nimmt den Esel an zu Gnaden,
Als Sklave trägt er ihren alten Schwanz,
Empfängt dafür zum Dank — des Dichters Kranz.

Mein edel Götterroß! gieb dich zufrieden,
Nicht im Olymp ist's so — doch oft hienieden:
Es stiehlt des dummen Midas dümmster Sohn
Dem Hippogryph gewöhnlich seinen Lohn.

Theater.

Wir haben ein neues Haus, ein herrliches, ein prachtvolles, in seiner Art eigenes Gebäude, denn kein Architekt, — und wenn selbst der alte Vitruv aus seinem Grabe erstände, — weiß den Geschmack anzugeben, in welchem es eigentlich aufgeführt ist.

Wir haben daneben noch das Opernhaus, wir haben einen Mattausch, einen Spontini, eine Lemiere, ein herrliches Orchester, Comparsen comme il faut, entzückende Dekorationen, eine seufzende und krachende Maschinerie, — dem Mechanischen sind wir überhaupt ungemein zugethan — die ein Zimmermann leitet, wir haben Alles, nur eine Kleinigkeit fehlt, nämlich — eine Anzahl Mimen und Sängerinnen, welche sich über die Mittelmäßigkeit bedeutend erhebe, auch gute Theaterdichter mangeln hier wie jetzt in Deutschland allerwärts.

Geduld! — unsere Intendanz ist eine kunstsinnige, eine umsichtige, es muß wahr sein, denn etliche Schöngeister, welche Freibillete erhalten, haben es in Zeitschriften hundertmal abdrucken lassen; nun, und was hat die hochbelobte Intendanz gethan? — Ih, sie hat sechs Dutzend Mimen und Sänger beiderlei Geschlechts von Herrn Bestelmaier aus Nürnberg verschrieben; ein paar Theaterdichter aber hat bereits ein vaterländischer Drechslermeister anzufertigen den Auftrag erhalten; einer ist bereits fix und fertig. —

Hazardspiele.

Streng sind sie verboten, allein — nitimur in vetitum — hinter verschlossenen Thüren werden dem Könige Pharo, vielleicht verhältnißmäßig in keiner großen Hauptstadt häufigere Opfer gebracht, als hier; zuweilen wohl gelingt es der wachsamen Polizei, Banken aufzuheben, allein als Warnung werden solche Ereignisse keineswegs beachtet.

Daß durch Winkelspielerei mehr Unheil geschieht, als durch öffentliche, unter Schutz und Aufsicht der Regierung aufgelegte, große Banken, — wer möchte dem widersprechen? —

Die Erfahrung vieler Jahrhunderte hat es erwiesen, daß kein Gesetz, nicht Gewalt, nicht strenge Aufmerksamkeit vermögend sind, Hazardspiele zu unterdrücken, denn die Basis auf welcher spekulative Banquiers ihre Gebäude errichten, ist zu sicher, sie heißt toller Menschen blinde Leidenschaft.

Hört doch die Stimme der Erfahrung, Ihr, die ihre bitterste Schule durchlaufen!

Lotterien.

Die Zahlenpest, das sogenannte Lotto di Genua existirt, dem Himmel und der Regierung sei es gedankt, lange nicht mehr; dagegen haben wir eine große Staatslotterie, welche in fünf, und eine kleine Geldlotterie, welche in einer Klasse

gezogen wird, und die letztere ist eben auch nicht sehr ersprießlich, denn sie schließt den gewinnlustigen armen Teufel keinesweges aus, er verschleudert nach wie vor die zum nothdürftigen Lebensunterhalte bestimmten etlichen Groschen.

Privatleuten ist es schwer verpönt, eine Spielbank aufzulegen, die Regierung selbst aber unterhält die größte und die am weitesten um sich greifende; noch eher möchte das Eine, als das Andere geschehen.

Wann werden Fürsten beginnen, auch dann noch unerschütterlich konsequent zu handeln, selbst wenn ihr erwiesener Vortheil augenscheinlich beeinträchtigt wird? — —

J a g d.

Von Jugend auf war ich ein leidenschaftlicher Jäger; nirgends vermochte ich lange die angestammte Neigung zu unterdrücken und allenthalben suchte ich daher sogleich mit Gutsbesitzern und Jägern in nähere Bekanntschaft zu treten, um

in ihrer Gesellschaft und unter ihrer Aegide ein Vergnügen zu genießen, das ich früher durchaus nicht glaubte entbehren zu können.

So auch in Berlin — allein kaum dreimal hatte ich Jagden in der Umgegend beigewohnt, da schraubte ich den Hahn schon von der Flinte und er lag seitdem — ruhig.

Die Berliner halten sich für eine ganz absonderliche Race: sie wähnen, von Hause aus alles zu wissen und zu verstehen und wollen alles gern mitmachen; aber der Eifer ermüdet gar schnell.

Zu der ersten Jagd, welcher ich beiwohnte, waren allerlei Großstädter gebeten, als: Kaufleute, Offizianten, Rentiers u. s. w. So lange wir im Kruge saßen, glaubte man in einen Zirkel von ächten Nimrods gerathen zu sein; allein auf dem Felde angekommen, entwickelten die Herren so viel Ungeschick, fruchtlose Hitze und Unbeholfenheit, daß bei jenen Genossen Jedem, der das Fach kannte, für sein Leben bangen mußte.

Nach ungefähr zwei Stunden waren die Herren alle verschwunden; ein Theil hatte sich auf Baumstämme gesetzt, um von der ungewohnten Fatigue sich auszuruhen; andere waren, sich zu

restauriren, nach dem Kruge und einige sogar zur Stelle nach der lieben Vaterstadt zurückgekehrt.

Ich befand mich mit drei Offizieren und vier Jägern allein auf dem Platze und wir dankten sämmtlich unserm Schöpfer, von jener Gesellschaft befreit zu sein; nun jagten wir erst — con amore, aber es fehlte leider am Besten, nämlich am Wilde selbst.

Mehr oder weniger auf diese Weise formen und bilden sich alle Jagdpartien, welchen man in Berlins Umgegend beiwohnt.

Geschmackssachen.

Der heiterste Frühlingstag, der angenehmste Herbstabend — sie vermögen die Berliner nicht aus den Thoren zu locken; sendet aber die Sonne ihre Strahlen horizontal und versengend, verdunkeln dichte Staubwolken die Atmosphäre, dann keuchen wir odemlos und in Haufen — spazieren.

Reinlichkeit, herrliches Lokal, Höflichkeit, gute und billige Bedienung — sie werden in keinem Kaffeegarten, in keinem Gasthofe außer der Stadt aufgesucht; mag Alles fehlen, mag für Geld nicht ein Glas Bier, keine Tasse Kaffee zu erhalten sein: befindet der Berliner sich nur im Gedränge, dann gefällt er sich; er ist einmal gewöhnt, Rippenstöße und Püffe zu erhalten und auszutheilen, und führt Ihr ihn in ein Eldorado, wo diese fehlen, spricht er: Hier gefällts mir nicht, hier ist nichts los!

Ein karakteristischer und bemerkbarer Zug bleibt es, daß der Berliner sich ungemein selten des Wortes gut bedient, sondern statt dessen schön spricht. So heißt es: Der Braten schmeckt schön, dieser und jener hat ein schönes Herz, schöne Eigenschaften u. s. w.

Setzt Ihr dem Berliner den herrlichsten Rebensaft vom Jahre 1811 aus Hochheim, Markebrunn, oder Rüdesheim vor, er versetzt den kostbaren Wein mit Zucker; alles muß süß schmecken, selbst die Sallate werden hier allgemein mit Zucker, oder gar mit Syrup zubereitet, verspeist.

Doch halt! — es fällt mir zur rechten Zeit bei, daß Geschmacksachen bunte Mützchen sind, deren Form zu gestalten man gern Jedem überlassen kann; der Satyr, welcher diese Mützen bekrittelt, ist ein vorlauter, darum lege ich ihm hiermit Schweigen auf.

Pökelfleisch und Erbsen.

Sie bilden das erste Lieblingsgericht der frugalen Berliner.

Zur Winterszeit wird diese derbe Schiffskost in jeder Familie wenigstens einmal bereitet, und die Caffetiers und Restaurateure kündigen sehr häufig förmliche Erbspicknicke an.

Es ist zum Erstaunen, welche ungeheure Portionen die sonst mäßigen Berliner von dieser ihrer unverdaulichen Lieblingsspeise, ohne davon Beschwerden zu fühlen, zu sich nehmen können; freilich pflegen die Leutchen auf eine solche Mahlzeit einen tüchtigen Humpen Branntwein zu

setzen, der nach ihrer Meinung die Verdauung befördert.

Kein Fremder wird hier einem Erbspicknick beiwohnen, ohne sich dabei im Stillen einen Berliner Magen zu wünschen.

Der Südnördliche Schlafrock.

Es giebt in Berlin auch Leute, welche vom Witze Profession machen und die, wie Italiens Improvisitatores, eigens geladen werden, um Gesellschaften zu amüsiren. Die Laune dieser Schmarotzer ist dürre, wie der märkische Sand; nur eine Probe! Einer der berüchtigsten Witzlinge, Herr M., wohnte gerade zu jener Zeit einer Fete bei, als Göthes Ostwestlicher Divan erschienen war. Eine Dame sprach: „Das ist doch ein seltsamer Titel, ich habe gar keinen Begriff, was ein Ostwestlicher Sapha für ein Ding sein mag.“

Ei meine Gnädige! erwiederte der witzig sein wollende M., die Sache ist nicht so seltsam, als

Sie glauben, besitze ich doch selbst — einen Süd-nördlichen Schlafrock.

Man wurde aufmerksam und drang in das Männchen, sich über die Natur seines Schlafrockes näher zu erklären; Herr M. erzählte: „Als ich vor zwei Jahren von meiner Reise nach Italien wieder in die Heimath zurückkehrte, kaufte ich in Süddeutschland einen Schlafrock; es wurde Winter, und als ich eines Abends ganz ermüdet und vor Kälte starr in einem Gasthofe anlangte, wo ich übernachten wollte, setzte ich mich vorerst an den warmen Ofen und entschlummerte; als ich wieder erwachte, bemerkte ich mit Schrecken, wie ich meinen Schlafrock ganz abscheulich verbrannt hatte, doch war noch glücklicherweise das Unterfutter unbeschädigt geblieben. Was war zu thun? — ich mußte, in Berlin angelangt, meinen Schlafrock überziehen lassen und nun ist der obere Theil nördlich, der innere dagegen südlich; demzufolge also nenne ich den Schlafrock einen südnördlichen und ich bin Willens, nächstens an Herrn Göthe zu schreiben und ihm meinen Schlafrock anzubieten, oder aber seinen Divan zu erbitten, denn beide seltsame

Dinge müssen vereinigt werden, sie passen zu gut für einander.“

Man lachte und nannte Hr. M — s Witz einen köstlichen, einen fein sinnigen, einen brillanten — wofür aber werden ihn verständige Leser halten?

Gewerbe- und Handelfreiheit.

Ist der Satz: vox populi, vox dei! richtig, so wird diese in den preußischen Staaten eingeführte Freiheit in der Folge die Veranlassung des Ruins aller dabei Betheiligten und namentlich in der Hauptstadt werden. Die Werkstätten, die Gewölbe der Kaufleute und alle öffentliche Orte hallen von den Seufzern wieder, welche über die unselige Gewerbe- und Handelfreiheit häufig ausgestoßen werden.

In der That läßt es sich a priori, mehr aber noch a posteriori erweisen, daß die Anwendung des Adam Smith'schen Systemes für Preußen

durchaus nicht paßt, mögen die Insulaner dort in Brittanien sich dabei auch noch so gut befinden.

Wenn es wahr ist, daß der ehemalige, anderwärts sehr verehrungswürdige Minister **Stein** zur Aufnahme dieses Systemes den ersten Impuls gegeben hat, so wird er sich dadurch schwerlich Verdienste um die Nation erwerben.

Das ganze große Publikum leidet durch die Gewerbefreiheit: theure und schlechte Arbeit und Ausartung des Gesindes blieben bis jetzt ihre einzigen sichtbaren Früchte.

*Wollte man die Materie nur einigermaßen er*schöpfend behandeln und beleuchten, so müßte man viel weitläufiger werden, als Plan und Raum hier gestatten; soviel aber ist gewiß, daß, **wenn nicht gänzliche Aufhebung**, doch wenigstens bedeutende Modifikation jener Freiheit — ein allgemein gefühltes und laut ausgesprochenes Bedürfniß geworden ist. Es läßt sich wünschen, daß die Regierung in dieser Angelegenheit die Wünsche des Volkes berücksichtigen möge.

Eine Gesellschaft von Fabrikanten ersuchte mich im vorigen Sommer, ihr eine Denkschrift an die Regierung zu entwerfen, durch welche sie

darthun wollte, daß ihr Untergang unvermeidlich herbeigeführt werden müßte, wenn nicht bald gegen Englands Handelsdespotie ein Retorsions-System aufgenommen würde. Die Herren gaben, um mir richtige Ueberblicke ihrer Lage zu verschaffen, Materialien und erwiesene Daten an die Hand, über welche ich staunte; Niemand, der nicht vom Fache ist, oder nicht Gelegenheit hatte, solche Einblicke zu thun, kann sich einen wahren Begriff davon machen, wie tief, wie ungemein tief Preußens Fabrik- und Manufakturwesen seit wenig Jahren gesunken ist; fürwahr hier thut baldige Hülfe hoch Noth, soll sie nicht zu spät kommen.

Fremdenthum.

Ein Staat mag geniale und talentvolle Ausländer aufnehmen, sie nützen und fesseln sogar, allein ihnen wichtige Aemter, in welchen sie großen Einfluß üben können, anzuvertrauen, ist vielleicht in der Regel nicht gut gethan. Der Fremde

bringt beinahe immer in das neue Vaterland eigenthümliche Grundsätze mit, welche er mit der Muttermilch eingesogen und deren Befolgung wohl in der alten Heimath ersprießlich, in der neuen dagegen schädlich werden kann; die Vorliebe für das eigentliche Vaterland tritt häufig hervor und macht sich bei ergebender Gelegenheit oft zum großen Nachtheile des nunmehrigen Brotherrn geltend.

Solche Wahrheiten durchschauten und berücksichtigten die weisesten Regenten des Alterthums, so wie jene der neuern Zeiten, in Preußen dagegen blieb man schon *seit vielen Jahren den Fremden* hold, und noch in diesem Augenblick erblickt man an den Spitzen der wichtigsten Ministerien und Departements Ausländer: Dänen, Hanoveraner, Sachsen u. s. w. Die Inländer und namentlich die Brandenburger sind darüber unzufrieden; sie pflegen zu sprechen: „Sollten sich denn unter der großen Masse unseres ungemein ausgedehnten Reiches nicht so viele vorzügliche Köpfe vorfinden, als nöthig sind, den vorzüglichsten Staatsämtern vorzustehen?"

Die Leute mögen in ihrer Art wohl nicht Unrecht haben, allein anderwärts mag man auch

nicht vergessen, daß der eigenthümliche Standpunkt eines Staates, auch eigenthümliche Handlungsweise nöthig machen kann und der Fall bleibt denkbar: daß einem Lande durch einen ausgezeichneten Ausländer, dem es vertraut, großer Nutzen erwachsen kann.

Es ist ein gar schwieriges Geschäft, der Staaten Ruder zu lenken, und oft genug bestätigt sich hier die Wahrheit des: „Incidit in Scyllam, qui vult evitare Charybdin.“

Kleider- und Meubelluxus.

Die Sprichworte: „Man sieht mir auf den Kragen, aber nicht in den Magen, und: Das Kleid macht den Mann, das Fräulein, die Frau,“ hat sicher ein Berliner erfunden.

Der Luxus in jenen Gegenständen übersteigt allen Glauben. Ein großer Theil der Einwohner stammt ursprünglich aus Holland, von wo, als

eine Ueberschwemmung die Niederlande verwüstete, die Ahnen zur Zeit Albrechts des Bären sich nach Berlin wendeten, um sich dort anzusiedlen.

Die Aengstlichkeit, mit welcher die Berliner ihre sogenannten Putzstuben wahrnehmen, deutet auf jene ursprüngliche Abstammung.

Eine solche Putzstube hält Jedermann, wer es nur einigermaßen ausführbar machen kann, Schuster und Schneider nicht ausgeschlossen, und wer nicht Geld genug hat, das Prunkgemach würdig auszustatten, borgt das Ameublement und macht monatliche Abschlagszahlungen.

Nur wenn Besuch sich einstellt, wird solche Putzstube eröffnet, außerdem behilft sich die ganze Familie nicht selten in einem einzigen engen Hintergemache und der Hauswirth getraut sich kaum in dem Prunkgemache auf dem eigenen Sopha Platz zu nehmen.

Gleichen Schritt mit diesem hält der Kleiderluxus; von der Putzsucht der Damen wird in diesem Werkchen anderwärts schon erwähnt, doch auch die Herren bleiben hierin nicht hinter dem schönen Geschlechte zurück. Wer sich jedes Jahr ein Paar neue Röcke, zwei Paar neue Beinkleider,

ein halb Dutzend Westen und einen Hut anschafft — mit welcher Garderobe ein Herr füglich beinahe drei Jahre ausreichen kann — ist noch lange kein Zierbengel, sondern er folgt nur der einmal herkömmlichen Norm, ohne deren Beobachtung man nicht mit unter die anständigen Leute gezählt wird.

Das Schlimmste bei der Sache bleibt, daß diesem Meubel- und Kleiderluxus selbst Leute fröhnen, deren Einkünfte keinesweges geeignet sind, solchen Aufwand zu decken. Unter diesen Leuten stehen die subalternen Staatsbeamten obenan. Mancher sogenannte Geheimsekretär oder dergleichen, der verheirathet ist und vielleicht einen Gehalt von 600 — 800 Thlr. bezieht, bezahlt 150 Thlr. Miethe, 100 Thlr. kostet der Unterhalt eines Domestiken, und der Rest der Einnahme ist beinahe nöthig, den Meubel- und Kleiderbedarf zu decken, es frägt sich aber: wovon nun leben? — Ih nun, es ist schon einmal in der Welt in allen Dingen nicht anders: Neben dem Zuviel steht immer das Zuwenig! Dieselben Leute, welche so herrlich wohnen und so kostbar sich kleiden, trinken in der Früh ungemein dünnen

Zichoriensaft, essen Mittags einen wie den andern Tag bloß Kartoffeln und begnügen sich Abends mit einem dünnen Butterschnittchen. Nichts destoweniger vermag diese übertriebene Frugalität die anderweitige Verschwendung keinesweges gut zu machen und die Schuldbücher der berühmten Kleiderverfertiger — wie sich hier die Schneider nennen — sind über und über und zwar größtentheils mit Namen angefüllt, welche man hier zu finden nicht erwarten sollte.

Komplimente.

Fremde, welche zum Erstenmale nach Berlin kommen, besonders solche, denen Menschenkunde und Erfahrung noch nicht in hohem Grade beiwohnt, sind im ersten Augenblicke von der zuvorkommenden Artigkeit der gebildetern Einwohner entzückt. „Theuerster Herzensfreund! disponiren Sie ganz über mich und mein Haus — setzen Sie mich in Stand, Ihnen dienen zu können —

machen Sie mich so glücklich, meiner zu bedürfen." Diese und ähnliche sind Redensarten, welche die Berliner nach noch so kurzer Bekanntschaft sogleich freigebig spenden, allein es sind und bleiben eitle Redensarten; hinter einer glänzenden Außenseite verbirgt sich in der Regel der grenzenloseste, stinkendste Egoismus. Ich bedauere denjenigen, der einen Berliner in dieser Hinsicht bei'm Worte halten wollte, von ihm auch nur einen kleinen Dienst, das geringste Opfer erwartet! höflich kalt und ängstlich zieht sich das verbindliche Männchen zurück, und man überzeugt sich, daß das frühere Benehmen weiter nichts als nur Form war.

Neugierig sind die Berliner in nicht geringerm Grade; mit einer unglaublichen Unverschämtheit, aber immer verbindlichen Höflichkeit erforschen sie Eure Verhältnisse bis in's größte Detail und es bleibt oft nur noch übrig, daß sie fragen: „Herzensfreundchen! wie viele Thaler haben Sie in der Tasche?"

Droschken.

Seit etlichen Jahren erst sind diese einspännigen, bequemen, russischen Fuhrwerke zum Dienste des Publikums in Aufnahme gekommen. Ein Jude hat die Entreprise, und man muß dem Manne zugestehen, er versteht die Sache, hält Ordnung, verbindet Zweckmäßigkeit mit Geschmack.

Die Droschken fahren gut und rasch; für eine Viertelstunde bezahlt man vier, für eine ganze zwölf Groschen voraus.

Die Kutscher sind meist abgefeimte Bursche; ich habe seltsame Beobachtungen gemacht.

Steigt ein Herr mit einer Dame in die Droschke, und drückt jener dem gewitzten Pferdelenker ein ansehnliches Trinkgeld in die Hand, so weiß der Kerl gleich, worauf es angesehen. Er zieht die Leder fest zusammen, und fährt nun äußerst langsam Schritt vor Schritt in abgelegenen Gassen, bis ihm zu halten geboten wird; und die

Droschkenfuhrleute nennen solche einträgliche Fahrten in ihrer Handwerkssprache: Sandfuhren. Wird es aber im kleinen Wagen unruhig, läßt sich wohl gar ein Rufen oder Gekreisch vernehmen, dann verhält sich der Kutscher anders; ohne davon Notiz zu nehmen, was in seiner Droschke vorgeht, jagt er in vollem Laufe über Stock und Stein, und das Rasseln der Räder auf dem Steinpflaster verschlingt vielleicht das Angstgeschrei einer Unschuld, welche ein frecher, unternehmender Wüstling so eben in der Droschke mordet.

Möchte die Berliner Polizei einen Fingerzeig wahrnehmen, den ich hier aus guter Absicht gebe!

Miethwagen vor den Thoren.

Die Berliner ziehen das beschwerlichste Fahren dem bequemsten Gehen vor.

Vor allen Thoren der Residenzstadt, durch welche man nach häufig besuchten Dörfern gelangt, stehen offene lange Miethwagen, welche sechs bis zehn Personen aufnehmen können, auch

halten dergleichen Wagen auf dem Alexanderplatze in der Stadt, um dort Passagiere zu erwarten, welche Landpartien machen wollen; ganze Reihen solch' seltsamer Fiaker aber findet man vor dem Brandenburger Thore, denn Charlottenburg bleibt der von den Großstädtern am häufigsten besuchte Ort.

Die Erbärmlichkeit dieser Miethwagen und die freche Arroganz ihrer Lenker übersteigt jede Vorstellung; zwar bezahlt man ein ungemein geringes Fuhrlohn, nämlich nur ein paar Groschen, allein wenn *sich Fahrlustige finden*, wird der Wagen so sehr überladen, daß er brechen möchte, und oft sah ich es mit an, daß solche Fahrzeuge in dem tiefen Sande auf dem Wege nach Pankow stecken blieben und die Passagiere absteigen und zu Fuße gehen mußten. Mit Ungestüm laden jene Miethkutscher ein, ihre Wagen zu besteigen, indem sie hoch und theuer versprechen, auf der Stelle abzufahren, allein ist man leichtgläubig und thut dem Burschen nach seinem Willen, so kann man oft eine halbe Stunde und noch länger harren; denn ehe das Fuhrwerk besetzt ist, geht es nicht aus der Stelle.

Die Miethkutscher unter sich leben in steter Feindschaft; ihr Brotneid ist grenzenlos. Oft hauen die Kerls in Mitte des Weges mit den Peitschen auf einander los und die Passagiere riskiren bei solcher Gelegenheit mit Hiebe zu erhalten. Die Polizei kennt ihre Leute und hat zwar auf die unverschämten Bursche ein wachsames Auge, allein allem Unfuge solcher Art zu steuern kann ihr nicht gelingen.

Dienstboten.

Ungemein hört man die Herrschaften über sie klagen, zumal über die Dienstmädchen. Auch diese Dirnen sind von der allgemeinen Manie des Kleiderluxus im höchsten Grade befallen. An Sonntagen, wenn den Köchinnen und Stubenmädchen verstattet ist, auszugehen, erscheinen sie in seidenen Schleppkleidern, dito Schuhen, großen Umschlagetüchern und Federhüten, und sehr treffend berichtet ein Berliner Gassenhauer:

„Da zieht das Mensch auf der Straß' einher,
Als ob sie gar — von Adel wär."

In der That, hüten sich die oft reizenden Mädchen zu sprechen und ziehen sie nicht etwa in der Zerstreuung die Handschuhe von den rauhen, aufgesprungenen Händen, so können sie in ihrem feinen Putze allenfalls für edle Magedeins passiren und es vermag sie nur ein geübtes Kennerauge von diesen zu unterscheiden, denn viele wissen sich gerade zu zieren, wie überbildete Fräuleins aus der großen Welt.

Von dem *kärglichen Lohne läßt sich der Aufwand* nicht bestreiten, indem die Dienstmädchen in der Regel auch noch den erklärten Liebhaber mit Geld unterstützen, und da bleiben denn nur schlimme Auswege übrig: die Herrschaft wird betrogen und bestohlen, galante Abentheuer werfen eine Zubuße ab und nicht selten besteht der gewissenlose Hauspatron diese Abentheuer mit dem schönen Dienstmädchen in höchst eigener Person.

Zwar protegirt die Gesindeordnung die Herrschaften sehr und nach dieser Ordnung ist dem Dienstherrn erlaubt, nöthigen Falles eine gelinde Züchtigung zu appliciren; die Dienstfrauen

vorzüglich bedienen sich dieses Rechtes häufig. Wahrscheinlich werden unter der gelinden Züchtigung ein paar gelinde Ohrfeigen verstanden, allein verwandeln sich diese auch in Streiche, daß durch sie allenfalls ein Ochse fallen könnte, fließt nur kein Blut, so wird das klagende Mädchen von dem Polizeikommissär rauh abgewiesen; allein es kann nicht helfen, die Dirnen bessern sich nicht, sind in der Regel inkorrigibel.

Jagt die lüderliche Brut insgesammt aus den Thoren, verschreibt Eure Mägde aus entfernten pommerschen Dörfern — in welche Le Brüns pommersche Intriguen noch nicht gedrungen sein können, ordnet vor Allem eine verständige Kleiderordnung an und wachet über deren genaue Befolgung, so werden Eure ewigen Klagen über untreue und leichtsinnige Dienstmädchen endlich verstummen.

Die Geheimen.

Man machte sich so oft über die lächerliche Titelsucht der Krähwinkler lustig, indeß diese Großstädter derselben Thorheit huldigen. Manches wohlhabende Mädchen zu Berlin heirathet Diesen oder Jenen bloß seines Titels halber; davon habe ich mich überführt. Besonders ist das Wort: „Geheim“ beliebt und ich glaube, es giebt im ganzen Königreiche nicht so viele eigentliche Geheimnisse, als Geheimsekretäre; jeder Bogenschmierer und Advokatenknecht usurpirt diesen Titel, und die wirklichen königl. Expedienten und Sekretäre lassen sich dagegen Hof- und Kriegsräthe nennen. Spielt immerhin, Ihr großen und alten Kinder! thut Ihr übrigens Eure Pflicht, kann man den Spaß Euch gönnen.

Der eigentliche Herrenstand.

Preußens Adel war im Allgemeinen nie reich, Bellonas Tücke hat er schwer empfunden.

Die Krautjunker bleiben jetzt mit ihren Familien auf den Burgen der Väter, bauen Kohl und besuchen, zum großen Vortheile ihrer Kassen, viel seltener als sonst die Hauptstadt, und daran thun die Herren ungemein wohl.

Der Staaten Diener, mögen sie auch noch so hoch gestellt sein, können vernünftigerweise nicht zum Herrenstand gezählt werden; ihre Benennung schon läßt solche Klassifikation nicht zu. Quaeritur: „welche Einwohner bilden hier den Herrenstand?"

Ich antworte: Die Brauer, die Branntweinbrenner, die Schlächter, die Bäkker und dergleichen, welche ihre Geschäfte in's Große treiben.

Der Leser lacht; ich spaße nicht, man höre: In einer Stadt, in welcher, mit Einschluß der Garnison, nahe an 200,000 Menschen leben und die ein steter Tummelplatz zuströmender Fremden ist, bleibt die Consumtion der gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse ungemein bedeutend und wer daher diese Bedürfnisse aus der ersten Hand und in Fülle zu produciren vermag, muß durchaus reich werden. Es ist mit den genannten Gewerbsleuten hier der Fall, die Brauer und Schlächter prosperiren vorzüglich, halten kostbare Equipagen, geben Livreen, putzen ihre Frauen wie Prinzessinnen heraus und kleiden sich selbst wie Lords; vermögen die Herren nicht auf Ahnen stolz zu sein, so sind sie es desto mehr auf ihr Geld. Das Volk figurirt allenthalben vornehmen Herrschaften gleich; öffnen aber Herren oder Damen den Mund, stellt sich auch gleich der Pöbel dar.

Die Bierbrauer sind hier nicht, wie im südlichen Deutschland, zugleich Bierschänker, sondern nur Tonnenweise verkaufen sie ihre flüssige Waare den größern und kleinern Gastwirthen.

Monbijou.

In und um Berlin tritt Euch überall nur Kunst entgegen, doch allerwärts vermißt Ihr der Natur ansprechendern Reiz.

Wandelt nach diesem, in Mitte der Stadt gelegenen königl. Lustschlosse, oder vielmehr nach seinem Park und Ihr vergeßt endlich die kalte Regel.

Monbijou! — Das Wort klingt so süß, so lieblich — und Alles entspricht dort dem Worte. Eine blühendere Vegetation, tropisches Klima, und arkadische Annehmlichkeiten zeichnen das Fleckchen aus, — es kann nicht anders sein, eine wohlthätige Fee nahm es in ihren Schutz, der Einfluß der himmlischen Tochter bleibt unverkennbar.

Diese duftigen Lauben, diese kühlen Schattengänge, der romantische Anflug, welcher über der

ganzen glücklichen Anlage schwebt, sie möchten den Peruaner sein Eldorado vergessen lassen.

Monbijou! — ewig unvergeßlich bleibst du mir! — Weißt du noch, süße Helmi! — in der offenen Laube am stillen Strome trank ich an glücklichen Frühlingsabenden deine glühenden Küsse — hier lag mein Haupt an deinem jugendlichen, üppig wogenden Busen, hier ruhte mein Auge in deinem klaren, großen, dunkelblauen — hier lauschten wir der wehmüthigen Weise der Nachtigall, unsere Thränen mischten, der heiße Odem vermählte sich? — Arme Leidende! warum vermag ich nicht die Fesseln zu brechen, die dich drücken; vermöchte ich es, ob das eigene Herz auch bräche! —

Meine Thränen fallen nieder, und ich weiß, die deinen werden fließen, wenn du diese Zeilen liest, ob der Freund in deiner Nähe, ob in weiten Fernen weilet.

Wäre ich ein Götter=, ach nein! wäre ich nur ein Königssohn, ich wollte Hermelin und Scepter verschenken, nur Monbijou! möchte ich für eine Krone eintauschen. Eine hohe Mauer sollte mein Arkadien umfangen, mich trennen von

dem engherzigen, kalten Menschengeschlecht, nur Helmi gebt mir und Monbijou — sie gelten mir mehr, als alle Welten.

Ende, wilde Phantasie — reicht mir Lethe — flieht eitle Träume! — Wollt ihr dem Wahnsinn mich übergeben, soll ich untergehen in der nicht zu bekämpfenden Fluth!? — —

Der Molardsche Weinberg.

Wer so, wie es mir begegnete, geheime Sekretäre, die nicht schreiben und geheime Calculatoren, die nicht rechnen konnten, kennen lernte, der wird nicht erstaunen, wenn er von einem Weinberge hört, auf dem Alles, nur keine Reben und keine Weintrauben zu finden sind.

Ein solcher ist der Molardsche, dicht vor dem Rosenthaler Thor gelegene Weinberg. Hundertjährige, kühlen Schatten verbreitende Linden, eine reine Luft und angenehme Aussicht sind die Vorzüge, durch welche jener Hügel sich auszeichnet.

Jeden Donnerstag im Sommer giebt das Musikchor des Grenadierregimentes Kaiser Alexander hier ein großes Konzert, und an diesem Tage versammelt sich die ganze Berliner beau monde auf dem Weinberge.

Bei schönem Wetter ist das Gedränge unbeschreiblich und oft schon wurde für den Gebrauch eines Stuhles ein halber Thaler bezahlt; die Damen sitzen steif und ungemein sorgfältig gekleidet — sehen und gesehen zu werden bleibt ihr einziger erbärmlicher, nichts destoweniger ihnen aber ein köstlicher Genuß und die eleganten Zierbengels finden hier ihren eigentlichen Tummelplatz.

Wie viel Menschen zusammen strömen, mag der Umstand beweisen, daß die Musiker öfters schon an einem Donnerstage achtzig Thaler einnahmen, ungeachtet Damen frei eingehen und auch Herren nur zwei Groschen Entree bezahlen.

Unter dem jetzigen Wirthe hat der Molardsche Weinberg sehr gewonnen.

In Sibirien kommen reiche Vornehme der kargen Natur dadurch zu Hülfe, daß sie an ihre

Gartenmauern fruchttragende Obstbäume malen lassen, ein ähnlicher Behelf wäre hier anzurathen, damit die Benennung: Weinberg doch einigermaßen sich vertheidigen ließe.

Biere, Lebensmittel, Branntweine.

Eigentliches sogenanntes Lagerbier wird in Berlin nicht gebraut; die gewöhnlichen weißen und braunen Biere, welche hier Gang und gebe sind, enthalten viele Hefe, — hier Berme genannt — halten sich nur kurze Zeit und werden, im Sommer vorzüglich, bald sauer. Gesund kann dieses Getränk unmöglich sein, dem Fremden mundet es anfangs nicht, doch gewöhnt man sich bald daran.

Außer den einheimischen hat man viele fremde Biere; nebst dem Porter, schmeckt das Cottbuser und Stettiner am lieblichsten. In der neuesten Zeit wird eine Art Bitterbier, das Jostische, gebraut, welches vielen Beifall findet

und besonders von den Süddeutschen, die in Berlin sich aufhalten, häufig getrunken wird.

Alle Lebensmittel sind jetzt ungemein wohlfeil, noch viel mehr würden sie es sein, wenn nicht die unselige Gewerbefreiheit Bäckern, Schlächtern und dergleichen zu freie Hand ließe.

Branntwein wird hier ungemein viel getrunken; jeder Tagelöhner ist im Stande, täglich ein Quart — ungefähr eine dreiviertel Flasche nach süddeutschem Maaße — zu sich zu nehmen, und auch der Mittelstand ist dem verbrennenden Getränke sehr ergeben; *wer des Tages nur sechs* oder acht *Gläschen* Schnapps leert, gilt für keinen Trinker, eine solche Portion heißt: solider Bürger Ladung.

Kaffeehäuser, Ressourcen und Tabagien.

Kaffeehäuser, welche diesen Namen einigermaßen verdienen, habe ich in Berlin nur zwei kennen lernen: das Mattinetzische auf dem Schloßplatze und das Lüderwaldsche in der Königsstraße; doch in beiden treibt vorzugsweise das Volk Israel sein Wesen; geht nicht hin, Freunde, wenn Ihr Euch einer feinen Nase und eines empfindlichen Ohres erfreut. In den allerneusten Zeiten wurde unter den Linden ein Kaffeehaus eröffnet, welches diesen Namen im strengsten Sinne des Wortes verdienen soll, ich habe es nicht besucht und kann daher nicht urtheilen.

Ressourcen giebt es viele; ihr Werth beschränkt sich auf die verschiedenen Stände, welche sie bilden; ich habe eine Predigerressource kennen lernen, wo natürlicherweise gar sittsamer Ton

herrscht, eine andere Ressource wird der siebenjährige Krieg genannt, weil meist alte Offiziere Mitglieder sind; ich war dort einigemal zu Gaste gebeten und gefiel mir im Cyclus dieser braven würdigen Vateranen ungemein besser, als im Zirkel junger, moderner Bramarbase.

Drei Ressourcen halten Liebhabertheater; die edelste ist die Urania, die zweite, Concordia, stellt sich volksthümlicher dar, und eine dritte in der Lehmgasse mochte ich nicht besuchen, weil man mich versicherte, wer sich dort in feinem Rocke und Hute zeige, riskire, in Händel verwickelt zu werden.

Auf den kleinen Bühnen der Urania und Concordia haben schon manche wackere Künstler, manche nun ausgezeichnete Künstlerinnen ihre erste Ausbildung erhalten, und es können diese Privatinstitute mit Recht verdienstliche genannt werden.

Die Concordia stellte mehreremal eines meiner Lustspiele: die Blödsichtigen, zu meiner vollen Zufriedenheit dar.

Fragt Ihr, lieben Landsleute! „was ist denn eigentlich eine Berliner Tabagie?“ so erwiedere

ich Euch: „Gewöhnlich ein beschränktes Loch, in welchem dichte Wolken, von Lauscwenzel erzeugt, schweben, wo viel Bier und Schnapps (Branntwein) getrunken und erstaunlich viel Unsinniges geplaudert wird."

Jedes Gäßchen in Berlin, und wäre es auch noch so eng und kurz, hat in der Regel eine Tabagie, in Straßen aber findet man deren dem Dutzend nach.

W e i n h ä u s e r.

Im allgemeinen ist der Wein in Berlin theuer und schlecht. Der hohe Preis des Rebensaftes wird der preußischen Accise zur Last gelegt. Auf Feinheit darf die Zunge dieser Großstädter in der Regel auch keinen Anspruch machen, gerade der reinste, unverdorbenste Wein sagt ihrem Geschmacke am wenigsten zu, er muß, wie sie sprechen, eine Glätte haben. Die Weinhändler nehmen sich dieses ad notam, und um dem Getränke nun

die sogenannte Glätte zu geben, versuchen sie mit demselben allerlei Manschereien und Mischungen; die Procedur selbst wird Verschneiden genannt.

Die Berliner Weinhändler verschreiben sich ihre Küper (Küfer) größtentheils aus Hamburg oder Lübeck, seltener aus Frankfurt am Main, weil die Frankfurter weniger mit dem edlen Verschneiden Bescheid wissen; Küper, welche in Berlin selbst gelernt haben, sind erbärmliche Subjekte, die von der Behandlung des Weines nichts verstehen und *höchstens* zur Aufwartung zu gebrauchen sind.

Weintrinker giebt es in Berlin nicht zu viel, die Zahl der Weinhäuser heißt Legio, und es herrscht eine wahre Wuth, dergleichen Institute zu etabliren. Glaser, Posamentire, Schlächter, mit einem Worte Jeder, der seines eigentlichen Geschäfts müde ist, — eröffnen Weinstuben.

Daß bei solcher Gestaltung der Dinge nur sehr wenige Weinhandlungen prospetiren können, versteht sich am Rande; die wenigen, soliden ältern halten sich, unter den neuern sind jene der

Herren Luther und Wegener und der Herren Hahn und Wollschläger die besuchtesten. Der erstere Ort ist der gewöhnliche Versammlungsplatz schöner Geister und genialer Künstler; häufig kann man dort den Verfasser der Phantasiestücke in Callots Manier (Hoffmann), den lebenslustigen, berühmten Mimen Devrient u. a. finden.

In Berlin werden meist französische, weniger Rheinwein getrunken; der Rebensaft aus dem deutschen Frankenlande (Stein- und Leistenwein ausgenommen) wird in der Regel an öffentlichen Orten nicht gefunden.

Gasthöfe und Restaurationen.

Die Gasthöfe werden hier in drei Klassen getheilt; in jenen des ersten Ranges wird man ohne Ausnahme vortrefflich bedient, aber es kostet viel Geld. Die Zwischenabtheilung steht schon in jeder Hinsicht ungemein tiefer, und Gemeinheit charakterisirt die letzte Stufe.

Unter den Restaurationen zeichnet sich die des Hoftraiteurs Jagor aus; hier vermag der eigensinnigste Wohlschmecker seiner Zunge feinsten Kitzel zu genügen; Ihr findet bei dem Manne die Delikatessen aller Welttheile: Indianische Vogelnester, Schildkrötensuppen ꝛc., allein ein Goldstück ist im Nu verschmaust.

An Restaurationen, wo man für billige Preise erträglich speisen könnte, ist Mangel; zwar giebt es eine große Menge, in welchen man für einige schlechte Münzgroschen dreierlei Gerichte erhalten kann, allein die Gerichte *selbst gleichen dem katholischen* Vaterunser, wie die ketzerischen Berliner zu sprechen *pflegen*, das heißt, — ihnen fehlt Saft und Kraft.

Tanzen.

Nur in sehr anständigen Zirkeln wird hier — getanzt, bei Festen des Mittelstandes, auf den Tanzböden des Volkes dagegen allgemein — geraset.

Ein Walzer, ein Hopser folgt dem andern, kein Paar ruht, alles dreht sich Stundenlang unermüdet; man denkt, beobachtet man dieses wilde Treiben, an die Tarantella der Welschen, doch nein — der Berliner Pöbel treibt es noch toller, als jene von der giftigen Spinne Gebissenen.

Sind die Lungenflügel dieser Menschen aus kararischem Marmor gestaltet, ihre Glieder von englischen Stahlfedern zusammengesetzt? —

Vorigen Sommer tanzte ein junger Lord vom Mühlendamme mit einer Lustdirne im Kruge zu Pankow neunzehn Hopser nach einander ohne Pause; des andern Tages vermochte er das Lager nicht zu meiden, schnell raffte ihn eine Lungenentzündung dahin.

Setzt doch nicht in die Todtenlisten: „der Hans oder Peter, die Dörte oder Suse starben an der Schwindsucht oder dergleichen," an der Tanzwuth muß es heißen; die Notiz kann so gut Nutzen stiften, als die Warnungsanzeige: „dieser oder jener ist gerädert, weil er Raubmord beging."

Frugalität.

Die Berliner haben ein eigenthümliches Sprichwort, es heißt: „Neben einem Saufhaus kann kein Backhaus bestehen!" damit wollen sie sagen: „Wer viel trinkt, kann wenig essen!" und die Wahrheit des Satzes stellt sich an diesen Leuten selbst dar.

Ungemein frugal ist die Tafel in Privathäusern beschaffen. Bald nach meiner Ankunft war ich bei einem sehr vermögenden Kaufmanne zum Mittagbrot gebeten. Statt der Suppe wurde dünne Bouillon in Kaffeetassen herumgegeben, dann folgte ein großer sogenannter Schmor-

braten mit Kartoffeln, Kuchen, Butter und Käse machten den Beschluß. Außer mir waren mehrere Gäste geladen, unter andern, ein hannöverischer Offizier, ein sehr lebhafter, junger Mann. Wir gingen zusammen weg und der Hannoveraner sagte mir auf der Straße: „Den Berliner Schmorbraten mag der Kuckkuck fressen, ich habe bemerkt, Sie haben ihn auch nicht berührt, so wenig, als den stinkenden Kuhkäse; die dünne Tassenbouillon allein hält nicht wider, mich hungert, begleiten Sie mich in eine Restauration."

Gern nahm ich den Vorschlag an und wir beide aßen nun zum zweitenmale mit großem Appetite.

Für ihre frugalen Mahlzeiten suchen sich hier die guten Leute durch Butterbrote zu entschädigen, welche sie zu allen Zeiten des Tages mit Lust verzehren. Die Butter ist ungeheuer gesalzen und schmeckt schlecht; ich habe in sechs Jahren nicht drei Butterbrote gegessen und ziehe trocken Brot bei weitem den sogenannten geschmierten Berliner Stollen vor.

Abschied vom Leser.

Ein bunt Gemisch stellt diese Skizze dar,
Sie trägt der Feile Spur von manchem Jahr;
Doch ist des Meisters Pinsel hingesunken,
Erlöscht in ihm des Wirkens lichter Funken,
Dann sind es seine Skizzen selten nicht,
Auf die der Kenner legt ein stark Gewicht,
Denn was der Feuergeist für sich erschafft,
Dies trägt den Stempel nur — der höh'ern Kraft;
Von solcher Bahn will sich der Autor neigen,
Zu schwingen sich — in einen ernstern Reigen,
Den Sänger zieht es unaufhaltsam fort,
Den Freunden bleibt verständlich dieses Wort.

Bayerische Staatsbibliothek München

Deßau, gedruckt bei C. Schlieder.

SWERK
laus
GSWER
RHLAUINGEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schaden, Adolph <<von>>,

Berlins Licht- und Schattenseiten Nach einem mehrjährigen Aufenthalte an Ort und Stelle skizzirt

Dessau 1822

Bor. 176 fg

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014111-0